Moderne Klassiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Dreizehnter Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1853.



Wilh. v. Humboldt.

Wilhelm von Humboldt.

„Ich kann kaum der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1853.

Wilhelm von Humboldt.

Erster Abschnitt.

Geburt. — Jugend- und Universitätsjahre.

Wie wir vor Kurzem das Leben Alexanders von Humboldt geschildert haben, so wollen wir jetzt versuchen, eine Biographie seines großen Bruders zu schreiben, Wilhelms von Humboldt, der ihm nicht allein deßhalb Bruder war, weil Eine Mutter Beide unter ihrem Herzen getragen, der ihm auch ein Bruder und nächster Verwandter am Geiste gewesen ist. Fürwahr, es ist eine seltene Erscheinung, die wir vor uns haben: zwei Brüder, gleich groß, gleich bedeutend, so daß der schärfste Verstand nicht unterscheiden könnte, welcher von diesen Beiden der größere ist! Auch wir wollen das zu entscheiden nicht versuchen, wir wollen uns freuen, daß unsere Nation zwei solche Brüder erzeugte, und diese Freude, so wie die hohe für diese Männer in uns herrschende Verehrung sollen uns auch bei dieser

Arbeit die Feder führen, wie sie es bei der früheren gethan. —

Wir gehen schnell zur Sache, indem wir die einleitende Familien- und Jugendgeschichte Wilhelms von Humboldt so wiedergeben, wie sie in der Biographie Alexanders bereits erzählt wurde.

Die Familie Humboldt stammt aus Pommern, woselbst sie im Fürstenthum Camin und im Neustettiner Kreise gelegene Güter besaß. Seit jener Zeit, in welcher Preußen Besitz von diesen Landstrichen nahm, bekleideten die Humboldt Militair- wie Civil-Stellen; auch verließen sie ihren bisherigen Wohnsitz und erwarben neue Besitzungen im Magdeburgischen. Unter König Friedrich Wilhelm I. diente in der preußischen Armee ein Capitain Hans Paul von Humboldt, der Großvater Wilhelms. Er war mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder vermählt, und erzeugte drei Söhne, von denen Alexander Georg von Humboldt der Vater Wilhelms ist.

Alexander Georg von Humboldt, Erbherr auf Hadersleben und Ringenwalde, wozu er später noch das Schloß Tegel, zwischen Berlin und Spandau, von dem königlichen Forstdepartement

in Erbpacht nahm, ist im Jahre 1720 geboren. Er diente lange Zeit im Finkenstein'schen Dragonerregiment, wurde Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und als solcher im siebenjährigen Kriege häufig mit vertrauten Sendungen an den König abgeordnet. Nach Beendigung des Krieges wurde er vom König zum Kammerherrn, so wie zum dienstthuenden Kammerherrn bei der Prinzessin Elisabeth von Preußen ernannt, und lebte er deßhalb in Potsdam — als die Prinzessin ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Stettin vertauschte, wohnte er theils in Berlin, theils in Tegel.

Humboldts Stellung war und blieb eine ziemlich bedeutende — er erfreute sich nach wie vor der Gunst des Prinzen von Preußen, des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn unter anderem Jahr für Jahr in Tegel besuchte, und würde wahrscheinlich, hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, eine bedeutende Stellung unter der neuen Regierung eingenommen haben. Wir besitzen u. A. über diese Sachlage der Dinge eine Depesche des englischen Botschafters aus dem Jahre 1776, von Raumer in seinen Beiträgen zur neueren Geschichte mitgetheilt, worin diejenigen angeführt sind, welche nach des großen

Königs Tode Aussichten hatten, in das Ministerium zu treten, und hier heißt es über Humboldt: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben indeß diejenigen, welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter u. s. w." Humboldts bald erfolgender Tod indeß, wie wir unten anführen werden, verhinderte natürlich das Eintreten in eine solche höhere Stellung.

Humboldt war mit einer verwittweten Baronin von Holwede verheirathet, einer geborenen von Colomb, einer Cousine der Fürstin Blücher und Nichte des Präsidenten Colomb in Aurich. Ein Sohn ihrer ersten Ehe diente als Officier im Regiment Gensdarmes; in ihrer zweiten Ehe erzeugte sie zwei Söhne, Carl Wilhelm, geboren zu Potsdam am 22. Juni 1767, und Friedrich Heinrich Alexander, geboren zu Berlin am 14. September 1769, die Dioskuren der deutschen Wissenschaft und Literatur.

Die beiden Brüder verlebten die Jahre ihrer Kindheit in Tegel. Dasselbe war ursprünglich ein Jagdschloß des großen Churfürsten, drei Stunden nordwestlich von Berlin an der Havel

gelegen, die sich hier gleich einem See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird. Am anderen Ufer der Havel sieht man die Stadt und Festung Spandau liegen. Unter der Regierung Friedrichs des Großen hatte hier ein Herr von Burgsdorf, ein königlicher Forstrath, seinen Sitz, und legte daselbst große Baumpflanzungen an; als der oben erwähnte Vater Wilhelms und Alexanders das Schloß und Vorwerk in Erbpacht nahm, that auch er viel zur Verschönerung des Ortes, legte große Gartenanlagen nach dem See hin an, einen Weinberg und anderes mehr. Das alte Schloß war alterthümlich und umweht von romantischen Sagen, das neue Schloß ist von Wilhelm von Humboldt gebaut, und zwar, um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten zu erhalten, in der Weise, daß die vier Ecken des Hauses mit Thürmen geschmückt sind. Jeder derselben führt den griechischen Namen eines Windes. Der Besitzer hat das neue Schloß mit eben so viel Kunstsinn wie einfacher, edler Pracht geschmückt — wir kommen später ausführlicher darauf zurück. —

Das alte Schloß, um zu ihm zurückzukehren, war der Sitz der Gastfreundschaft bereits zur Zeit des Majors von Humboldt. Staatsmänner,

Gelehrte, selbst, wie wir bereits anführten, die Prinzen des königlichen Hauses besuchten Tegel — werthe Gäste, denen sich später wie jetzt noch so viele bedeutende Männer hinzugesellten, welche Freundschaft wie Verehrung so oft zu dem freundlichen Wohnsitz der beiden Brüder führten. Auch Göthe besuchte im Jahre 1778 Tegel. Er war mit dem Herzog von Weimar nach Berlin gereist, um den großen Manövern beizuwohnen, die in der Nähe von Berlin stattfanden, und hat damals, wie uns Reimer erzählt, einen kurzen Besuch in Tegel gemacht. Er hatte wohl keine Ahnung, daß die beiden jungen Knaben des damaligen Besitzers ihm später nicht nur Freunde sein, sondern auch gleichen Ruhm, gleich hohe Stellung in der Wissenschaft wie er selbst erlangen würden! —

An diesen Besuch Göthes in Tegel knüpfen wir nachfolgende Anmerkung, die zur Erklärung einer Stelle im Faust:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug — und dennoch spukts in Tegel!"

dienen mag.

Göthe war nämlich ein entschiedener Gegner Nicolai's in Berlin, der den Werther angegriffen hatte, und ihm überhaupt durch die Amtsführung einer Art literarischen Paschathums unerquicklich war, welches Nicolai damals in Berlin und Norddeutschland auszuüben versuchte.

Die Gelegenheit zu obigen Worten bot ein zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Tegel stattgefundener eigenthümlicher Vorfall, eine Art Gespenstergeschichte, über die in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nr. 6, Näheres zu finden ist, und welchen Nicolai zum Stoff einer Vorlesung in der Berliner Akademie gemacht hatte. Göthe führt nun Nicolai unter dem Namen „Proktophantasmisten" auf dem Blocksberg mit Geistern und Gespenstern zusammen, und läßt ihn u. A. die oben angeführten Worte sprechen.

Doch zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe.

Der Vater der beiden Knaben, auf das Sorgfältigste für ihre Erziehung bemüht, vertraute ihre erste Ausbildung einem später so berühmt gewordenen Manne, Joachim Heinrich Campe, an. Campe, ein Braunschweiger von Geburt, war damals Feldprediger beim Regiment des Prinzen

von Preußen in Potsdam, und gehörte zu den Männern, welche es sich in jener Zeit angelegen sein ließen, den Unterricht nach neuen Principien zu fördern, wie z. B. von Gedike in Berlin, von Basedow in Dessau und anderen Männern geschah. Der Major von Humboldt erkannte mit allem Scharfsinn die Bedeutung dieses Mannes und nahm ihn im Jahre 1775 in sein Haus. Das war also der erste Lehrer der beiden Knaben, welcher besonders auf Wilhelm von Humboldt als den älteren bedeutenden Einfluß ausgeübt haben mag.

Nicht lange indeß sollte Campe in dieser Stellung verbleiben — bereits im nächstfolgenden Jahre verließ er das Humboldtsche Haus, um einem Rufe als Direktor des Philantropins in Dessau Folge zu leisten.

An seine Stelle trat im Jahre 1777 ein Mann von weniger bekanntem Namen, aber kaum geringerer geistiger Befähigung, G. J. Christian Kunth. Ein junger Mann von zwanzig Jahren hatte er aus Mangel an materiellen Mitteln seine akademischen Studien unterbrechen müssen, er hatte indeß sich bereits die mannigfaltigsten Kenntnisse aus vielen Fächern der Wissenschaft anzueignen verstanden und hat den in ihn ge-

setzten Erwartungen hinreichend entsprochen. — Kunth starb im November 1829; die preußische Staatszeitung vom 30. November desselben Jahres brachte einen Artikel über ihn, aus dem wir nachstehendes zur Charakterisirung des jungen Mannes Dienende entnehmen: „Selten dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr Major von Humboldt übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwickelung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was der Erzieher, nach dem frühen Tode des Vaters, der schon im Jahre 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Gesinnung der Mutter unterstützt, unauflöslich mit seinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirksamkeit im Reiche der Wissenschaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geistern

und Ehrenstellen im Staate seitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar. — Die Stellung, worin Kunth sich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn selbst zurück. Der Umgang mit geistreichen, angesehenen, gewandten Personen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältnisse, welche das unbeschränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geschäfte, die für ihn aus dieser Verwaltung erwuchsen, führten ihn selbst thätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anstellung im Dienste des Staats."

Soviel aus diesem Artikel — wir fügen noch hinzu, daß Kunth im Jahre 1795 in den preußischen Staatsdienst trat und als geheimer Ober-Regierungsrath starb. Von da kehren wir zu dem Erzieher und seinen beiden Zöglingen zurück.

Es ist eigentlich kaum nöthig zu erörtern, ob der Erzieher hinreichende Befähigung zu seinem Amte hatte, ob er seine Pflicht erfüllte: der Erfolg spricht so glänzend für ihn, daß wir darüber etwas zu sagen für unnöthig halten. Nur eins führen wir als hierher gehörig noch an, den Umstand, daß die beiden

Brüder die Freundschaft und Verehrung für den Lehrer ihrer Jugend dauernd bewahrten, und ihm z. B. in späterer Zeit dadurch Beweise ihres unbegrenzten Zutrauens gaben, daß sie ihm während der langen Zeit ihrer Reisen u. s. w. die Verwaltung ihres Eigenthums im Vaterlande übertrugen.

Schauen wir uns etwas mehr nach dem innern Wesen des Unterrichts und der Erziehung um, so finden wir bei beiden Brüdern zwei — oft genug sich bekämpfend gegenüberstehende — geistige Eigenschaften in glücklichster Vereinigung: eine Universalität des Wissens und eine Gründlichkeit des Wissens und der Forschung. Obschon wir natürlich die Grundlagen zu alle dem, was die beiden Brüder später unter die bedeutendsten Menschen des Jahrhunderts rechnen ließ, bereits von der gütigen Hand der Gottheit in die Brust der Knaben gelegt annehmen, so mußte doch dieser in ihnen liegende Keim gehegt und gepflegt werden; dieß Verdienst gehört gewiß in nicht geringem Maaße Kunth an, und ist doppelt hoch zu veranschlagen, wenn wir berücksichtigen, daß die Hauptbestrebungen der beiden Brüder nach zwei ziemlich entgegengesetzten geistigen Polen hinwiesen. Während der ältere Kunst und Sprache,

Philosophie und klassisches Alterthum mit eifrigstem Studium erfaßte, trieb es den jüngeren mit heftigstem Verlangen zur Kenntniß der Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes. Wenn nun die beiden Brüder in ihrem Studium sich hin und wieder berühren, so liegen doch die Endpunkte desselben ziemlich weit von einander, und es war für den Erzieher gewiß nicht leicht, dann, als der Unterricht in den einzelnen Wissenschaften bestimmten Lehrern zu übergeben war, diese passend zu wählen. Wir wollen einige dieser Lehrer hier anführen.

Die Anfangsgründe der Botanik lehrte sie ein Mann, der nachher zu den berühmtesten Männern seiner Wissenschaft zählte, Ernst Ludwig Heim. Derselbe war seit dem Jahre 1776 als Physikus in Spandau und bald nachher auch als Kreisphysikus im Havellande angestellt Schon gegen das Jahr 1780 hin war er Arzt der Familie Humboldt — unterm 30. Juli 1781 notirte er in sein Tagebuch: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen v. Humboldts die 24 Classen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der Aeltere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt.“ Eigenthümlicher Weise

ist also diese Bemerkung über Wilhelm v. Humboldt gemacht, nicht über Alexander, wie man gerade bei dieser Wissenschaft am ersten hätte erwarten sollen.

Da wir die Namen der Männer angeben wollen, welche die Humboldts in den einzelnen Wissenschaften unterrichteten, müssen wir zuvor noch anführen, daß der Erzieher mit seinen beiden Zöglingen von Tegel nach Berlin zog, um hier ihre Erziehung vollenden zu lassen. Die beiden Knaben besuchten keine der dortigen öffentlichen Unterrichtsanstalten, sie wurden, und zwar in gemeinsamen Unterrichtsstunden, von Privatlehrern unterrichtet. Von ihnen nennen wir zuerst Löffler, welcher damals Feldprediger des Regiments Gensdarmes war und später Ober-Consistorialrath in Gotha wurde. Er hatte ein freisinniges Buch über den Neu-Platonismus der Kirchenväter herausgegeben, und unterrichtete die beiden Brüder im Griechischen — später wurde dieser Unterricht von Fischer fortgesetzt, der eigentlich Mathematik am grauen Kloster lehrte, aber auch ein tüchtiger Kenner des Griechischen gewesen sein soll.

Mehre andere Männer von großem literarischem Rufe, wie Dohm, Engel und Kleim hiel-

ten den Brüdern Privatvorträge über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Der erstgenannte, Ch. W. Dohm, welcher im Departement des Auswärtigen beschäftigt war, hielt auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg bei einem jungen Grafen Arnim eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen — auf den Wunsch der Mutter nahmen die beiden Brüder Humboldt an denselben Theil; sie dauerten vom Herbst 1785 bis zu Dohm's Weggang von Berlin im Juni des folgenden Jahres.

Ehe wir berichten, daß die beiden Brüder gemeinschaftlich ihre Universitätsstudien beginnen, wollen wir noch mit wenig Worten der persönlichen Stellung gedenken, welche sie bereits einnahmen. Die beiden Brüder waren vom Glück nicht wenig bevorzugt. Aus einer der angesehensten Familien stammend, mit den materiellen Gütern der Welt nicht weniger bedacht, wie vielversprechend in Bezug auf ihre geistige Entwicklung, stand ihnen in wissenschaftlicher, in socialer Beziehung wie in allen andern zu Gebote, was nur nöthig war, sie in Verbindung mit ihren eigenen geistigen Anlagen auf die Höhe zu führen, welche sie zum Besten der Wissenschaft, zum Nutzen des Vaterlandes, zu eigenem unübertrof-

fenem Ruhm, einnehmen sollten. Unsere Aufgabe erfordert es bald, von dem Leben beider Brüder mehr abzusehen, und uns, da wir das Leben Alexanders von Humboldt in einem früheren Werke bereits geschildert haben, speciell mit dem Leben Wilhelms zu beschäftigen. Wir wollen darum hier nur noch kurz eines in jene Zeit fallenden Unterschiedes zwischen beiden Brüdern so wie einer wiederum beiden gemeinsamen Tugend gedenken.

Der Unterschied mag zuerst in Folgendem angedeutet sein. Während der ältere Bruder sich der augenblicklich zur Tagesordnung gewordenen Sentimentalität des Empfindens hingab, die ihren gereifteren literarischen Ausdruck z. B. in Werthers Leiden und dem Don Carlos fand, trat bei Alexander bereits mehr und mehr das Interesse des Forschens in der wahren, wirklichen Welt heraus, und jetzt schon begründete sich bei ihm die Höhe der Stellung, welche Humboldt wie kein Andrer vor oder mit ihm in den Naturwissenschaften einnehmen sollte.

Die Gemeinsamkeit, welche wir in beiden Brüdern mit aller Entschiedenheit repräsentirt finden, ist ihre Vaterlandsliebe, ihr Erkennen von der enormen Bedeutung ihres Vaterlandes.

Kein Staat der Welt hat zu irgend einer Zeit der Geschichte so schnelle, so enorme Fortschritte gemacht, als eben Preußen. Der größte König, welchen die Annalen der Geschichte aufzuweisen haben, hatte das kleine, bisher wenig beachtete Preußen zu einer bedeutenden, im Vordergrunde stehenden Macht umgeschaffen. Nicht allein sein Heldenschwert, auch die segnende Hand, welche er nach erkämpften Lorbeern über sein Land erstreckte, hatte Wunder gethan — neben einer in ruhmvollstem, siegreichem Kriege erprobten Armee gab es eine Armee des Friedens, eine große Menge bedeutender Gelehrter, tüchtiger Beamten, welche begeistert von dem hohen Vorbilde des Regenten an der wunderbaren Erzeugung sich betheiligten. Noch in die Jugend der beiden Brüder fiel das letzte Schaffen Friedrichs des Großen — diese hehre Gestalt, ein Halbgott des Krieges wie des Friedens in seinen Werken, prägte sich ihrem Gemüth mit glühenden, unvergänglichen Farben ein. Beide Männer wurden Zierden ihres Vaterlandes, beide haben nicht wenig zu seinem fernern Ruhme beigetragen und beide haben noch in späten Jahren die Erinnerung aus der Zeit ihrer Jugend an den großen König als ein theures Gut bewahrt. —

Im Jahre 1786 bezogen beide Brüder in Begleitung Kunths die Universität Frankfurt, und hatten sich nun für ein bestimmtes Berufsstudium zu entscheiden: während der ältere Bruder Wilhelm das der Jurisprudenz wählte, widmete Alexander sich den Cameralwissenschaften.

Ihr früherer Lehrer Löffler war inzwischen Professor in Frankfurt geworden, sie wohnten in seinem Hause. Unter den damals in Frankfurt docirenden Professoren dürfte besonders der Jurist Reitemeier zu nennen sein. Von den jüngern Freunden, welche die beiden Brüder hier fanden, nennen wir den Grafen Alexander von Dohna-Schlobitten, welcher in den Jahren 1786—88 gleichfalls in Frankfurt studirte und später mit Wilhelm von Humboldt in engere und bedeutende Beziehungen trat. Dohna's Biograph, Johannes Voigt, sagt einmal in der biographischen Schrift, von besonders wichtigen Einfluß auf des Grafen geistige Entwicklung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert. —

Im Frühjahr 1788 bezogen beide Brüder die Universität Göttingen. Die Georgia Augusta war zu jener Zeit die berühmteste der deutschen Hochschulen: Heyne, Eichhorn, Schlözer, Blumenbach und andere Männer von Bedeutung und Ruhm docirten hier. Die Brüder Humboldt standen in besonderer freundschaftlicher Beziehung zu Heyne, dem Schwiegervater Forsters, welcher im Sommer 1788 ebenfalls in Göttingen sich aufhielt und wohl um diese Zeit das Freundschaftsband mit den Humboldts knüpfte. In Heyne's Familienkreis, im Umgang mit Forsters Gattin, der spätern Therese Huber, fanden sie Erholung von ihren Studien. Während nun Alexander von Humboldt sich zumeist der persönlichen belehrenden Einwirkung Blumenbachs hingab, wurde Wilhelm von Humboldt besonders von Heyne angezogen. Er begann jetzt mit großem Eifer in zwei besondere Gebiete der Wissenschaft einzudringen, seine Studien wendeten sich besonders den Alterthumswissenschaften und der Kantischen Philosophie zu.

Von den Freunden, welche die Brüder Humboldt in Göttingen fanden, wollen wir zuerst Johann Stieglitz erwähnen. Dieser, im Jahre 1767 geboren, 1840 als Obermedicinalrath in

Hannover gestorben, war wahrscheinlich schon in Berlin mit den Humboldts bekannt geworden, und traf nun mit ihnen in Göttingen wieder zusammen, woselbst er Medicin studirte. Besonders mit Wilhelm von Humboldt war Stieglitz befreundet, was vielleicht durch das Factum herbeigeführt wurde, daß Stieglitz ihn aus der Gefahr des Ertrinkens errettete. Varnhagen berichtet über diesen Vorfall in seiner biographischen Skizze über Wilhelm von Humboldt Folgendes: „Ein Vorfall in Humboldts Universitätsjahren gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen gab er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!" Doch dieser sprang ihm nach und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon,

er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich (wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!) in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten." — Außer mit Stieglitz und den schon früher genannten Personen wurden die beiden Humboldt auch noch mit Oelsner, dem Genossen des Grafen Schlabrendorf, mit A. W. Schlegel und Andern mehr befreundet. —

Im Herbst 1788 machte Wilhelm von Humboldt eine Reise an den Rhein. Er besuchte Forster, welcher damals Hofrath und Bibliothekar an der Mainzer Universität war, und brachte bei ihm vier Tage, „die glücklichsten der ganzen Reise", zu. Der Empfang, welchen er bei Forster und seiner Gattin fand, mußte ein sehr wohlthuender und angenehmer für ihn gewesen sein, er schreibt Forster nach der Rückkehr von Göttingen: „Es ist ein großes und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnü=

gen, in wie hohem Grade ließen Sie es auch mich genießen! Ich kann es Ihnen warlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich sein wird, und daß nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur ein Mal zeigen zu können, daß ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche." — Von Mainz reiste Humboldt nach Pempelfort bei Düsseldorf, um Jacobi zu besuchen; in Aachen fand er seinen frühern Lehrer Dohm wieder.

Außer dieser Rheinreise haben wir noch mehrerer Reisen zu gedenken, welche Wilhelm von Humboldt, mit dem wir uns von jetzt ab soweit ausschließlich zu beschäftigen haben, als es die zwischen ihm und seinem jüngern Bruder bestehenden engsten Bande gestatten, im folgenden Jahre 1789 unternahm. So reiste er Ende Juni nach Hannover, wo er mehrere Tage in angenehmen Kreisen zubrachte. Die nächste Reise

war nach Paris gerichtet, von ihr wollen wir im folgenden Abschnitt mehr sprechen. —

Wir dürfen jetzt die Universitätsstudien Wilhelms von Humboldt als beendet ansehen, wir werden im folgenden Abschnitte weiter erzählen, welchen Weg er einschlug, um zu der Höhe der Wissenschaft, der persönlichen Stellung, des Ruhms zu gelangen, welche er so lange eingenommen hat. Ein kurzer Theil seines Lebens lag erst hinter ihm, und doch war es ihm schon gelungen, Anerkennung aller Art bei Männern von entschiedener Bedeutung zu finden. Wohl hat er, als er auf der Höhe seines Lebens und jenseits derselben stand, oft und gern an diese Jugend zurückgedacht, von der wir in dem hinter uns liegenden Abschnitt gesprochen haben. Eine Andeutung dieser Erinnerungen finden wir in einem jener Sonette, von denen wir noch mehr zu reden haben werden — es möge dies hier am Schlusse unserer Darstellung von Humboldts Jugendzeit Platz finden.

Das Sonett lautet:

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Dasein glänzt wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet;
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Tugend Genius führet.

Zweiter Abschnitt.

Erste Reise nach Paris. — Reise nach der Schweiz. — Aufenthalt in Erfurt und Weimar. — Verlobung. — Bekanntwerden mit Schiller. — Aufenthalt in Berlin. — Verheirathung. — Aufenthalt in Burgörner, Erfurt, Auleben u. s. w.

Die politischen Ereignisse, welche um jene Zeit in der Hauptstadt Frankreichs sich zutrugen, zogen die Augen der gebildeten Welt hauptsächlich dorthin. Niemand konnte damals schon ahnen, zu welcher Höhe und zu welcher Tiefe die noch nicht eingetretene Catastrophe führen werde, und die Theilnahme an dem in Paris, vorläufig nur erst in der National-Versammlung geführten Kampfe war auch in Deutschland eine allgemeine. Um jene Zeit entschlossen sich Viele, den Gang der Ereignisse an Ort und Stelle anzuschauen, unter ihnen auch Wilhelm von Humboldt. Sein

erster Lehrer, Campe, der unterdeß in Braunschweig seinen Wohnsitz genommen, hatte eine Reise nach Paris beschlossen und fand in Wilhelm von Humboldt und einem Dritten, einem Herrn W., ein Paar erwünschte Reisegesellschafter. Am 17. Juli des Jahres 1789 reisten sie ab, ihren Weg durch Westfalen über Brüssel nehmend. Campe hat über diese Reise ein Paar Werke veröffentlicht, welche uns als Wegweiser bei diesem ersten Aufenthalt von Humboldts in Paris dienen. Die Reisenden begannen ihre Reise mit gutem Humor. Campe schreibt unter Anderm: „So sollte man, so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andere Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsere gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsere Ge-

schäfte, lachend steigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Noch ehe die Reisenden die Grenze von Brabant erreichten, erhielten sie die Nachrichten von den Ereignissen des 12., 13. und 14. Juli; am dritten August kamen sie in Paris an und nahmen eine Wohnung in Faubourg St. Germain. Der Eindruck, welchen die ungeheure jetzt doppelt stürmisch bewegte Stadt auf sie machte, war ein außerordentlicher. Am 12. und 13. August waren sie bei jenen bekannten inhaltschweren Sitzungen der National-Versammlung in Versailles zugegen, später besuchten sie Ermenonville, wo Rousseau gelebt hatte und gestorben ist. Am 27. traten die Reisenden den Rückweg an, nicht ohne während ihres Aufenthalts in Paris mehrere werthvolle Bekanntschaften gemacht zu haben; in Mainz trennten sie sich, Humboldt verweilte noch längere Zeit bei Forster, während Campe seinen Weg weiter fortsetzte.

Während Campe mit den Resultaten dieser Reise sehr zufrieden und ganz berauscht von den Eindrücken war, welche er daselbst empfangen, scheint Humboldt weniger befriedigt worden zu sein, wenigstens finden wir in einem Briefe Forsters an Jacobi eine Stelle, welche darauf hin-

deutet, die folgende: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der parisischen — nicht paradiesischen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That insipid ist."

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen in Mainz reiste Humboldt am 22. September nach dem Oberrhein, und von da durch Schwaben nach der Schweiz. Wie innig befreundet Forster mit ihm war, dafür finden wir in einem andern Briefe desselben an Jacobi einen Beweis in folgenden Worten: „Gestern ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unseren Umarmungen geschieden. Die gute reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreut."

Humboldt reiste über Mannheim nach Heidelberg. Von hier schrieb er unterm 28. September an Forster einen Brief voll innigster Freundschaft, welche über sein ganzes damaliges inneres Wesen uns bedeutende Aufschlüsse giebt. Wir lesen in diesem Briefe unter Anderm: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren villeicht

die glücklichsten meines ganzen Lebens, und jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinahe mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wieviel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles mußten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind."

Von Heidelberg reiste Humboldt über Heilbronn nach Stuttgart.

Die Schönheit der Gegenden, welche er berührte, that ihm sehr wohl. In Stuttgart machte er unter Andern die Bekanntschaft des Professors

Abel, Schillers Lehrers, und des Dichters Schubart. Von Stuttgart nahm er seinen Weg über Constanz nach Schaffhausen, von da nach Zürich. Hier machte er besonders Lavaters Bekanntschaft; ein vierzehntägiger Umgang mit diesem Manne enttäuschte ihn in Bezug auf die hohe Meinung, welche man damals noch immer im Allgemeinen über ihn hegte. Sein Urtheil über Lavater, wie er es in einem Briefe an Forster niedergelegt, war ein sehr strenges, indeß, wie man sich später überzeugt hat, ein gerechtes.

Von Zürich nahm Humboldt seinen Weg über Luzern nach dem Berner Oberlande, eine Reise nach dem Gotthardt wurde durch einen großen Schneefall unmöglich gemacht. Die großen Naturschönheiten der Schweiz ergriffen ihn außerordentlich, er schildert seine Empfindungen in folgenden Worten an Forster: „Ich brachte sehr glückliche Tage in diesen rauhen wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender

Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte!“

Unser Reisender ging nun über Bern nach Genf und Lausanne und traf Ende November auf dem Rückweg in Carlsruhe ein, um J. G. Schlosser, Göthes Schwager, zu besuchen. Anfangs December reiste er weiter zurück, traf in Mainz ein, wurde von Forster bis Frankfurt begleitet, und hier schieden die beiden Freunde, die sich nicht wiedersehen sollten. Wir kennen Forsters späteres Geschick — er ging in dem weitern Verlauf der französischen Revolution zu Grunde, der Mann der ideellen Freiheit konnte das Widrige nicht vertragen, welches jede große Staatsveränderung nach einer solchen Richtung hin nothwendig mit sich führen muß. Uebrigens setzten die Freunde ihren Briefwechsel fort. —

Den folgenden Winter, von 1789—90, verbrachte Humboldt zum Theil in Erfurt und Weimar — es sollte dieser Aufenthalt daselbst für ihn von großer Bedeutung werden.

In Erfurt residirte damals der zum Kurfürsten von Mainz bestimmte Coadjutor Carl Theodor von Dalberg. Die Anwesenheit dieses für die Wissenschaft begeisterten, klugen und geistvollen Mannes hatte für Erfurt, wo damals zudem noch eine Universität bestand, ziemliche Bedeutung — nicht allein nahm er hohes Interesse an allen Dingen, welche Kunst und Wissenschaft angingen, sondern er war selbst als Schriftsteller thätig und zog zudem an sich, was von bedeutenden Männern in seine Nähe kam. Außer dem Herrn von Dalberg war in Erfurt noch ein anderes Haus wohl bekannt, nicht nur durch die daselbst geübte Gastfreundschaft und herrschende Geselligkeit, sondern auch wiederum durch das dort zu fördernde Interesse an allem, was eine höhere, edlere Auffassung des Lebens bedingt: es war dies das Haus des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden, eines Verwandten des Coadjutors. Dieser Herr von Dacheröden, ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt, hatte also seinen Wohnsitz in

Erfurt genommen, und sein Haus bildete hier den Mittelpunkt der Geselligkeit und eines regen geistigen Lebens. Seine Tochter Caroline war es, welche Humboldt am meisten in diesen Kreis zog, dem er bald als ein Mitglied der Familie für immer angehören sollte, denn Caroline von Dacheröden wurde seine Verlobte.

Diese Beziehungen ließen um jene Zeit eine andere beginnen, welche für Humboldt von gleich großer Bedeutung werden sollte, er wurde um diese Zeit mit Schiller bekannt. Caroline von Dacheröden war die Freundin der zwei Schwestern Caroline und Charlotte v. Lengefeld, von denen die erstere mit einem Herrn v. Beulwitz, später mit dem Freiherrn von Wolzogen verheirathet, die andere aber, wie wir wissen, mit Schiller verlobt war. Hier also wurde das Band der Freundschaft zwischen Humboldt und Schiller geknüpft, welches so fest werden und so große Früchte tragen sollte. Wir kommen später auf dieses Verhältniß ausführlicher zurück.

Nachdem Humboldts Verlobung mit Fräulein v. Dacheröden vollzogen war, beschloß er, in Berlin einen Probecursus zu machen und in den Staatsdienst zu treten. Wir finden ihn im Sommer 1790 in Berlin wieder, inmitten der

geistig regsamsten Kreise, welche die Hauptstadt Preußens damals aufzuweisen hatte. Insbesondere war er mit Friedrich Gentz lebhaft befreundet.

Im Uebrigen lebte er mit Eifer seinen Bestrebungen, im Dienste des Staates, seine Beziehungen zu manchen der früher erwähnten Freunde wurden dadurch mehrfach beschränkt. In einem Briefe Forsters an Jacobi vom 26. December 1790 finden wir folgende Worte: „Die Humboldt sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn seine Zeit herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen."

Um diese Zeit war Humboldt an einer 1791 erscheinenden Brochüre betheiligt, welche somit das erste enthält, was er hat drucken lassen. Der Buchhändler Unger in Berlin hatte einen Proceß gegen den Oberconsistorialrath und Censor Zöllner vor dem Kammergericht geführt, in welchem das Urtheil von Klein, die Protokolle aber von Humboldt waren. Humboldt schreibt selbst darüber: „Diese an sich unbedeutende Arbeit freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen

keinen Ausdruck darin finden, der Animosität oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch statt Akten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei." —

Wir kommen jetzt zu einem Schritt Humboldts von größter Bedeutung. Er beschloß nämlich, seine bisher inne gehabte Stellung zu verlassen und nicht im Staatsdienst zu bleiben. Die damaligen Regierungsverhältnisse in Preußen mögen zu diesem Entschluß beigetragen haben, insbesondere indeß sein Drang nach einer umfangreichen wissenschaftlichen Durchbildung, der er weit mehr als selbstständiger, ungebundener Mann nachleben konnte, als in einer politischen Stellung. Im Sommer 1791 verließ er Berlin, im Juli verheirathete er sich mit der geliebten Braut. Wir finden bei Varnhagen eine interessante Characterisirung der Zuneigung, welche zwischen den beiden Gatten herrschte, die folgende: „Alle Kraft der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hier zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung

glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's Neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darniederlag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schmerzlichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen." —

Die erste Zeit ihrer Ehe brachten Humboldt und seine Gattin zu Burgörner zu, einem dem Herrn von Dacheröden gehörenden Gute in der Grafschaft Mansfeld. Ueber diesen Aufenthalt und sein damaliges Leben berichten uns mehrere Briefe Humboldts. Unter anderem schreibt er

in einem an David Friedländer gerichteten vom 7. August: „Seit einigen Wochen bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt fürs erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein paar Worte über meine Art zu leben zu sagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen. Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Planen wissen, und aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande, und mein Leben ist so einfach, daß es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte

es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem anderen hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

In einem anderen Briefe an Forster vom 16. August heißt es: „Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich

besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schrittes, den ich that, die ich von so vielen Anderen erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoffe ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer anderen Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kunst und die vielseitige Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist — diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in un=

endlich höherem Maße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidene Loos vor, ein stilles häusliches Dasein, einen kleinen Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres, zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unserer Ideen." —

Diese Musezeit, welche Humboldt sich gewünscht und erwählt, dauerte länger, als er wohl selbst geglaubt hatte, sie währte zehn Jahre. Dieser Zeitraum war von den bedeutendsten Studien angefüllt. Zuerst war es die Alterthumskunde, deren eifrigstem Studium er sich hingab. Die Verbindung mit dem berühmten Alterthumsforscher F. A. Wolf in Halle, dessen Bekanntschaft er 1790 gemacht hatte, kam ihm dabei sehr zu statten, wie nicht minder die hohe Bildung seiner eigenen Frau. Frau v. Humboldt wußte mit ihrem Manne die griechischen Dichter und Prosaiker in der Ursprache zu lesen und nahm Theil an den gelehrten Gesprächen, welche

Humboldt mit Wolf führte, wenn dieser bei ihnen ein gern gesehener Besuch war. —

Im August 1791 schrieb Humboldt einen Brief an einen Freund, in welchem er mit Rücksicht auf die neue französische Constitution seine Ideen über Staatsverfassung u. s. w. niederlegte. Dieser Brief wurde im folgenden Jahre anonym in der Berliner Monatsschrift abgedruckt, es möchte dieser Brief also nach seiner Betheiligung an dem Inhalt der oben erwähnten Ungerschen Brochure das nächste sein, was von Humboldt gedruckt wurde. —

Im Februar 1792 ging Humboldt mit seiner Frau nach Erfurt, wo dieselbe im Mai von einem Mädchen entbunden wurde. Das Kind erhielt den Namen der Mutter, Caroline; die Freude des Vaters über dieses Ereigniß schildert er selbst Forster in folgenden Worten:

„Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groß und stark wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kreise herumrollt. Meine

Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin sogut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie, lieber Freund, dessen eigenes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit zu empfinden, wie unendlich süß mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in einer schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist." —

Als nächstes Resultat seines Studiums der Alten sandte Humboldt um diese Zeit die Uebersetzung einer Ode Pindars an Schiller, um dessen Urtheil darüber einzuholen. Der dieses Manuscript begleitende Brief ist ein Beweis der liebenswürdigsten Bescheidenheit, von welcher Humboldt erfüllt war. Er schreibt unter Anderem: „Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß des Griechischen hinlänglich Meister zu sein, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so nothwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen, so sind doch die Schwierigkeiten, die einen Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vor-

züglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht, Verse zu machen, ohne vom Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu sein, unnütz versplittert. . . . . . . Wenn ich überhaupt Niemandes Urtheil so sehr als gerade das Ihrige ehren würde, so bin ich auch bei Niemand so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Product gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belohnung."

Schillers Antwort auf diesen liebenswürdigen Brief kennen wir nicht, jedenfalls ist sie beistimmend ausgefallen, denn Humboldt ließ bald darauf dies an Schiller gesandte Manuscript besonders, im nächsten Jahre die Uebersetzung eines Chors aus den Eumeniden des Aeschylus in der Berliner Monatsschrift drucken.

Im Sommer des Jahres 1792 verließ Humboldt Erfurt und wohnte bis zum Frühjahr des folgenden Jahres auf dem Landgut Auleben unweit Heringen, von wo er unterm 12. September einmal an Schiller schreibt: „Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben."

Humboldt hatte in Erfurt eine Schrift begonnen, welche seine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates enthält. Er wollte diese Arbeit drucken lassen, Censurhindernisse in Berlin, und ein späteres Mißfallen des Verfassers an dem Werke selbst ließen nur einzelne Abschnitte daraus erscheinen. Erst nach des Verfassers Tode, im Jahre 1851, ist dieses Werk: „Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen," vollständig im Druck erschienen.

Eine andere Arbeit über das Studium des Alterthums wurde nur wenigen Freunden mitgetheilt, welche ihre Ansichten darüber aussprechen mußten. —

Im Anfang des folgenden Jahres 1793 kehrte Humboldt mit seiner Familie nach Erfurt zurück, wo ihm bald darauf ein Sohn geboren wurde, welcher den Namen Wilhelm erhielt. Im Sommer machte er eine Reise nach Berlin, später ging er nach Auleben zurück.

Unterdeß waren seine Beziehungen zu Schiller immer bedeutender und inniger geworden, so daß er im Frühjahr 1794 nach Jena zog, um in der Nähe seines Freundes längere Zeit zu verweilen.

Dritter Abschnitt.

Aufenthalt in Jena, Tegel und Berlin. — Verhältniß zu Schiller und Göthe.

Es sollte für Humboldt jetzt eine Reihe von Jahren kommen, welche durch den speciellen Umgang mit Schiller und Göthe und die daraus sich herleitenden Studien weitaus die bedeutendste Lebenszeit für ihn werden sollte. Besonders Schiller und Humboldt haben einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausgeübt, wie wir denselben in der ganzen Geschichte unserer Literatur nicht einmal annähernd wiederfinden. Beide großen Geister haben auf die Schöpfungen des Andern mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausgeübt — der uns bekannte Briefwechsel unter ihnen giebt darüber merkwürdige und genaue Details.

Außer mit diesen beiden größten Schriftstellern unserer Nation hatte Humboldt während seines Aufenthalts in Jena noch specielle Beziehungen mit einer großen Zahl anderer Männer

von Bedeutung, die in seiner Nähe lebten. Fichte, Niethammer, Schütz, Hufeland, Woltmann und viele Andere docirten damals in Jena, ferner der später als Rector von Schulpforta so berühmt gewordene Ilgen, mit dem Humboldt besonders befreundet war.

Er hatte seine Wohnung der Schillers gegenüber genommen, und das vertrauteste Verhältniß trat zwischen ihnen und ihren Familien ein. Humboldt sagt selbst über dasselbe: „Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein.“ Und über das Verhältniß der beiden Frauen finden wir in einer Schilderung Jena's zur Zeit Schillers die Stelle: „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schillers Frau war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller sicherte.“

Die Abende also verbrachten die Freunde zumeist mit einander, sich anregend und ergänzend in geistvollem Gespräch. Wir haben eine Schilderung dieser Abende, die freilich nur eine dürftige ist, aber, weil die einzige, wohl mitgetheilt werden mag. Wir finden sie in einem Briefe W. v. Burgsdorfs an Rahel, es ist die folgende: „Humboldts sind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel werth, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournure genommen. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter eben so komisch, als

wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas Anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen — wie sonst im Denken — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu den Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Anderen zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt." —

Der Einfluß, welchen ein solch specieller Umgang nothwendig herbeiführen mußte, zeigte sich unter Anderm bei Humboldts Theilnahme an den „Horen." Wir kennen dieses Journal bereits, welches nur von den ersten literarischen Kräften Deutschlands getragen werden sollte, und in seinem ersten Jahrgange allerdings sehr viel, bald nachher aber um so weniger leistete. Schiller hatte die Redaction zu führen, und konnte bereits am 30. September 1794 schreiben: „In Weimar sind Göthe und Herder, hier in Jena Herr von Humboldt, Fichte und Woltmann als

Mitarbeiter und Mitbeurtheiler aufgetreten.“ — Das erste Heft enthielt außer Beiträgen von Göthe, Schiller, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Meyer auch zwei von Wilhelm von Humboldt.

Bei dieser Gelegenheit übrigens, im July 1794, machte Humboldt Göthes persönliche Bekanntschaft, und um diese Zeit also hatte sich jene Trias zum ersten Male zusammengefunden, welche später in speciellster Freundschaft und im edelsten gemeinsamen Ringen nach Vollendung des Wissens mit einander wetteifern sollte. Und ehe wir schildern, wie dieses Band weiter geknüpft wurde, wollen wir noch erwähnen, daß Humboldts früher sehr innige Beziehungen zu einem andern Manne, zu Forster, in jener Zeit gelöst wurden, und zwar durch den Tod. Forster starb am 12. Januar 1794, ein Verehrer der ideellen Freiheit war er an der materiellen zu Grunde gegangen. —

Wir kehren zu dem Verhältniß zurück, in welchem, wie wir sehen, Schiller und Humboldt bereits standen, und in welches Göthe jetzt einzutreten begann.

Unterm 10. September erhielt Schiller von Göthe eine Einladung, nach Weimar zu kommen

und eine Zeitlang bei ihm zu wohnen; in demselben Briefe war der Wunsch ausgesprochen, Humboldt auch einmal als besuchenden Gast empfangen zu können. Es war dies der erste Besuch, welchen Schiller bei Göthe machte, und Humboldt war sein Begleiter. Dies wiederholte sich mehr und mehr — bald war Göthe in Jena, bald seine drei Jenenser Freunde bei ihm — das Verhältniß unter diesen drei großen Männern wurde immer inniger, und auch zwischen Göthe und Humboldt fand von jetzt ab ein Briefwechsel statt, der beinahe vierzig Jahre währte. —

Diese prächtigen Verhältnisse wurden für Humboldt in etwas gestört durch eine Reise, welche er mit seiner Familie im Juni 1795 nach Tegel unternahm. Seine Abwesenheit von Jena sollte länger dauern, als er gemeint hatte. Nicht nur fand er daselbst seine Mutter bedenklich krank, sondern auch seine eigene Familie hatte an Krankheiten zu leiden. An Stelle des speciellen persönlichen Verkehrs mußte jetzt natürlich unter den Freunden ein sorgfältiger und fleißiger Briefwechsel treten. Besonders in dem (gedruckten) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt finden wir unzählige Ausdrücke der Sehnsucht, womit der eine Freund nach dem anderen ver-

langte. „Ich habe mich," schreibt Humboldt am 4. August 1795 an Schiller, „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen, und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu." Und Schiller empfand eine gleiche Sehnsucht nach dem fernen Freunde. —

In Tegel war das Leben der Familie Humboldt um jene Zeit nicht eben ein angemehmes. Manche Krankheiten suchten sie heim, selbst Wilhelm von Humboldt litt an einem Augenübel, im übrigen lebte er mit seiner Familie sehr eingezogen, und war sogar, wie es scheint, wohl in Folge der erwähnten Krankheitsfälle, nicht eben disponirt zu Studien irgend welcher Art. Daß ein solcher Geist nicht lange in Unthätigkeit ausharren konnte, liegt auf der Hand, und wir finden in Bezug hierauf einen Brief vom 28. September des genannten Jahres, welcher ein Beweis von der neugewonnenen Kraft liefert. Wir finden hier die Worte: „Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe

ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt kann ich kaum der Begierde widerstehen, soviel als nur immer und irgend möglich sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung gestraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergessen, daß Jedes festhält, und

Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, Gottlob! gefahrloser."

Den Winter von 1795—96 brachte Humboldt zum größten Theil in Berlin zu — seine Mutter war dahingegangen, um ärztlicher Hülfe näher zu sein, und er hatte sie begleitet. — Um jene Zeit hat sich bei ihm auch der Plan zu einer Reise nach Italien ausgebildet, überhaupt wünschte er möglichst viel auf Reisen zu sein, wie er denn unter Anderm einmal an Schiller schreibt: „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten."

Die nächstfolgende Zeit brachte er bald in Berlin, bald in Tegel zu, dabei im fleißigsten Briefwechsel mit seinen Freunden in Thüringen. So schickte ihm Schiller stets seine neuesten Dichtungen gleich nach ihrem Entstehen, und Humboldt sandte ihm seine Bemerkungen darüber zurück. Wie werthvoll für Schiller diese Humboldtischen Beobachtungen, Kritiken und Anregungen sein mußten, davon finden wir in dem Briefwechsel Beweise genug — hier finde nur eine der dahin gehörenden Stellen Raum. Schiller

schreibt nämlich am 21. August 1795 unter Anderm: „Ihre Briefe, lieber Freund, sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienten sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Und wie innig Humboldts Theilnahme an den theuren Resultaten der Schillerschen Muse war, davon mag folgende Briefstelle, vom 21. August, Beweis liefern, welche sich auf Schillers Gedicht „die Ideale und das Leben" bezieht. Da heißt es: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem andern Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst

wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild ihres Wesens."

Ueber Schillers Gedicht „der Spaziergang" schreibt Humboldt am 23. October: „Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne

Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdies grade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderte Strebsamkeit der Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedicht sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so miteinander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie.... Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt .... Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Eine so eifrige, sorgfältige, uneigennützige Theilnahme mußte dem großen Manne viel werth sein. Wie entschieden, wie liebenswürdig bescheiden Schiller sie anerkennt, das zeigen uns folgende Stellen aus Briefen an Humboldt: „Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen.“ — — Und bald nachher schreibt er in Bezug auf von ihm an einer fremden Uebersetzung geübte Kritik: „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe.“ —

Wir glauben mit diesen wenigen Bruchstücken aus dem Briefwechsel Humboldts mit Schiller das beiderseitige Verhältniß charakterisirt zu haben. Wir können, der Raum dieses Buches gestattet es nicht, von all' dem Werthvollen und Interessanten nicht mehr mittheilen, als eben zur Charakterisirung der Situation und der Personen nöthig ist, und verweisen im Uebrigen auf den gedruckten Briefwechsel selbst, während wir zur weitern Darstellung der Ereignisse zurückkehren.

Im Sommer des Jahres 1796 machte Humboldt eine Reise nach dem nördlichen Deutschland, besuchte Voß in Eutin, Klopstock in Hamburg, kehrte nach Berlin zurück und beschloß, Anfangs November nach Jena zurückzugehen. Am 1. November traf er bereits in Jena ein, um bis zu Ende April des folgenden Jahres hier zu verweilen. Da erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Er hatte erst die Absicht, nach Berlin zu reisen, es geschah indeß nicht, er blieb in Jena. Im Januar 1797 wurde Frau von Humboldt von einem zweiten Sohn entbunden, welcher Theodor genannt wurde, und dessen Geburt der Mutter viele Leiden brachte. Um dieselbe Zeit ohngefähr kam auch Alexander von Humboldt zu seinem Bruder nach Jena, um bis zum Frühjahr hier zu verweilen. Alexander war mit den Vorbereitungen zu der großen amerikanischen Reise beschäftigt, und auch Wilhelm wollte sobald als möglich eine Reise nach Italien antreten. Uebrigens war Wilhelm von Humboldts damals viel von Krankheiten heimgesucht, er selbst litt am kalten Fieber, seine Gattin und die Kinder waren gleichfalls krank.

Um jene Zeit kamen die beiden Brüder Schlegel zu Humboldts speciellerem Freundeskreise,

welcher beide ganz besonders schätzte. Im Uebrigen nahm er den alten Antheil an Schiller und Göthe, wovon ersterer am Wallenstein arbeitete, letzterer sein Gedicht „Hermann und Dorothea“ vollendet hatte. In diesem Zeitpunkt also schied Wilhelm von Humboldt von seinen beiden großen Freunden. Göthe hoffte er in Italien bald wieder zu finden, nicht so aber konnte es sein in Bezug auf das Verhältniß zu Schiller, und dieser selbst denkt mit einiger Bitterkeit und Wehmuth an diese Trennung. Er schreibt an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern.“ —

Ende April 1797 verließ Humboldt mit seiner Familie Jena, das seinem Herzen so lieb, seinem Geiste so förderlich geworden war, um sich vorläufig nach Berlin zu begeben.

Vierter Abschnitt.

Zweite Reise nach Paris und Aufenthalt daselbst.

Die Nothwendigkeit, die Hinterlassenschaft ihrer Mutter zu ordnen, führte die Brüder nach Berlin. Bei der Erbtheilung erhielt Wilhelm von Humboldt Tegel, Alexander Ringenwalde, welches er behufs der Unkosten seiner amerikanischen Reise an den Dichter Franz von Kleist verkaufte. Die Brüder hatten die Absicht, über Dresden und Wien nach Italien zu reisen, der ältere Bruder reiste im Juni nach der erstgenannten Stadt ab, wohin der jüngere ihm nach einigen Wochen folgte. Hier traten bereits die ersten Reisehindernisse ein, denn Frau von Humboldt wurde fieberkrank. Schiller schreibt unterm 23. July an Göthe: „Das wird eine schöne Reise werden, denn sie müssen jetzt schon über

die Zeit in Dresden liegen bleiben." — Von Dresden gingen die beiden Brüder nach Wien, wo ihnen sehr bald klar wurde, daß eine Reise nach Italien jetzt beinahe unmöglich sei. Schiller schreibt am 15. September darüber an Göthe: „Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen, nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich nach den neuesten Ereignissen dort, nicht zur Ausführung bringen wird."

Diese Reise nach Paris wurde indeß doch ausgeführt. Die Reisegesellschaft, Göthe nennt sie die „sämmtliche Caravane", reiste über Salzburg, wo Alexander von Humboldt zurückblieb, München, Basel u. s. w. nach Paris. Schiller schreibt unterm 30. Oktober an Göthe: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München, geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht." Unterm 29. December finden wir

in einem andern Briefe Schillers an Göthe der Ankunft Humboldts in Paris erwähnt, es heißt da: „Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es ist mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden, wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von Innen die Innigkeit vermehrt." —

Humboldts Aufenthalt in Paris wurde durch mancherlei von Bedeutung, unter anderm schrieb er hier im April des folgenden Jahres 1798 seine ästhetischen Versuche über Göthes Hermann und Dorothea, welche bereits im folgenden Jahre im Druck erschienen. Humboldt war der geeignetste Mann dazu, über dies Meisterwerk epischer Dichtkunst zu schreiben, sein Einfluß auf das Entstehen des Werkes selbst war bereits ein so großer gewesen, wie er dies sein durfte; Göthe selbst führt diesen Einfluß in einem seiner Briefe an Schiller nach Erscheinen des Gedichtes an, indem er schreibt: „Ich will nun auch Freund Humboldt antworten und ihn besonders ersuchen, mit Brinkmann einen prosodischen Congreß über

Hermann und Dorothea zu halten, so wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im Allgemeinen vorzulegen gedenke."

Als Göthe dieses schrieb, war Humboldt mit seiner Arbeit beinahe fertig. Er sandte das Manuscript an Schiller, der es zum Druck befördern sollte, und Schiller konnte bereits am 15. Mai Göthe schreiben, er solle nach Jena kommen, es sei eine unerwartete Novität da, welche ihn sehr nahe angehe und ihm viel Freude machen werde. Göthe antwortete darauf: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne." Schiller konnte seine auf nächsten Sonntag festgesetzte Anwesenheit in Jena nicht erwarten, sondern schrieb ihm am 18. Mai: „Die Novität, von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir im Manuscript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn

es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, sowie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, enscheiden und beschleunigen wird." — Göthe ging nach Jena, verweilte vier Wochen daselbst, und ging das Werk sorgfältig mit Schiller durch.

Da dieses Werk das erste größere und bedeutendere aus Humboldts Feder ist, so dürfen wir länger dabei verweilen. Schiller hat in einem Briefe vom 27. Juni 1798 an Humboldt eine ausführliche Kritik desselben gesandt, wir theilen dieselbe hier im Auszuge als alles erschöpfend mit. Es heißt da:

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnere, wo und unter welchen heterogenen

Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke, an Göthes Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthes individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthes Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch grade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann ihnen als Poet den Stoff zwar zu-

bereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunstrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Den Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freie und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr

empirische und specielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.

Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der speculative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch-kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze, als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft nnd die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich

dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Angriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon enthält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen, und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopoe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Ueber-

einstimmung, dem Wesen nach, obgleich ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Characteristik zu streng und zu unbeweglich . . . .

Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größeren Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen.

Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle

zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu speculativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift, der die Gesetze für den Poeten construirt, steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reisten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische, der jene Gesetze auf das Werk anwendet und es eigentlich beurtheilt; aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt u. s. w. u. s. w.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Besondere einlassen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir schreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat

ihn, wie Sie leicht denken können, sehr angegenehm berührt."

Soweit Schiller. Wir sehen in dieser Kritik eine ziemliche Strenge vorwalten — vielleicht hätte Schiller, zu dem Humboldt doch in viel engern Beziehungen stand als zu Göthe, eine so werthvolle kritische Arbeit lieber an einem Schillerschen, als an einem Götheschen Stück erprobt gesehen. Wie Göthe dieses Werk Humboldts aufgenommen habe, darüber wissen wir Genaueres nicht zu berichten, wir vermuthen indeß, etwas zu souverain.

Wir kehren nach Paris zu Wilhelm von Humboldt zurück.

Einige Briefe seiner Gattin an Rahel erzählen uns mancherlei aus jener Zeit. Da schreibt sie z. B.: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier,

denen mein Haus ein point de raillement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich u. s. w." Auf ihre Kinder kommt sie in einem folgenden Briefe nochmals zurück, da heißt es: „Caroline entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart und hat einen seltenen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie Du leicht denken kannst. Wilhelm ist schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind, was ich je sah — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus, sein Gesichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist, als schaute man in den Himmel. Das Weiße darin ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn Du den Jungen sehen könntest, er würde Dich zum Narren machen, wie mich."

Man wird uns die Mittheilung dieser interessanten Details verzeihen, spricht auch die Liebe der Mutter vielleicht ein wenig zu viel aus die-

sen Worten, so sind sie doch wiederum durch ihre Aufrichtigkeit von allgemeinerem Interesse.

Unter den Gästen, welche das Humboldtsche Haus in Paris damals sah, ist vor Allem Alexander v. Humboldt zu nennen, welcher vom Frühjahr bis Ende October dieses Jahres 1798 in Paris verweilte. Er war dahin gekommen, um sich der Entdeckungsreise anzuschließen, welche unter Capitain Baudins Führung nach der Südsee abgehen sollte. Es gehört nicht weiter hierher, anzuführen, daß diese Expedition unterblieb. — Alexander von Humboldt verweilte bis zu der angegebenen Zeit als theurer Gast im Hause seines Bruders.

Von andern Deutschen, welche die Salons Wilhelms von Humboldt besuchten, nennen wir den Bildhauer Tieck, den Maler Schick, den Legationssekretair G. v. Brinckmann, den Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Leuchsenring, Burgsdorf und Andere.

Von ihnen allen hatte der Graf Schlabrendorf wahrscheinlich das meiste Interesse für Humboldt. Varnhagen hat eine specielle Schilderung über diesen merkwürdigen Mann geschrieben, in Bezug auf welchen Humboldt unterm 5. März 1832 folgende Worte an ihn schreibt: „Ich habe

den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt, und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Characterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publicum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wiedererkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesen uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres, inneres Wesen, eins der merkwürdigsten

und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe, wiedergäbe.“

Varnhagen erzählt uns auch eine allerliebste Anekdote von Schlabrendorf, wobei Wilhelm v. Humboldt der Betheiligte war. Der Graf Schlabrendorf hatte nämlich die Gewohnheit und das Geschick, viele Stunden lang über die beliebigsten Themata mit Geist und Feuer ununterbrochen zu reden. Als einmal in noch früher Abendstunde Humboldt seinen weggehenden Gast mit dem Licht in der Hand zur Treppe geleitete, vertieften sich Beide noch so sehr in die Diskussion, daß man sie am andern Morgen noch an derselben Stelle in eifrigstem Gespräch stehen sah. — Wir können natürlich die Garantie für die historische Wahrheit einer solchen Zerstreuung nicht übernehmen. —

Von den Franzosen, mit denen Humboldt um jene Zeit in Beziehungen weiterer oder engerer Natur stand, nennen wir zuerst die geistreiche Frau von Staël. Humboldt und seine Gattin waren sehr liirt mit ihr, beide Theile schätzten sich gegenseitig hoch. Frau von Staël nannte Humboldt „la plus grande capacité de l'Europe,“

und in der „Corinna" sagt sie einmal von ihm, es sei schwer, einen Mann zu finden, dessen Unterhaltung und Schriften mehr Wissen und Geist enthielten. — Daß ihn bei solchen Beziehungen zur Wirthin des Hauses auch die Gesellschaften in ihrem Hause speciell angingen, ist natürlich, und diese Gesellschaften der Frau von Staël waren damals vielleicht die bedeutendsten von ganz Frankreich. Aus den zahlreichen Bekanntschaften, welche er hier machte, wollen wir nur eine, die natürlichste, anführen: Benjamin Constant, an welchem Humboldt das höchste Interesse nahm. —

Wir haben jetzt noch über die Studien und Arbeiten zu referiren, mit denen Humboldt während seines zweiten Aufenthaltes in Paris sich beschäftigte. Das große Werk über Göthe's Hermann und Dorothea u. s. w. haben wir bereits des Weiteren erwähnt, außerdem schrieb er in Göthe's Propyläen Artikel über Forestier's neue Methode, die Malerei zu lehren, über Gemälde von David und Gerard, und insbesondere einen an demselben Orte abgedruckten anonymen Aufsatz: „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne." Diese später in Humboldts gesammelte Schriften aufgenommene Arbeit ist

von großem Interesse. Wie der Verfasser die damals durch Talma und Andere ziemlich gehobene tragische Bühne der Franzosen aufzufassen weiß, mögen einige wenige Bruchstücke und Anführungen darthun. So stellt er unter anderm den geistreichen Unterschied zwischen deutschen und französischen Schauspielern hin, indem er sagt, der erstere setze mehr die Arbeit des Dichters fort, die Sache, der Ausdruck seien ihm die Hauptsache, der französische Schauspieler dagegen verbinde mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers. Weiter klagt er über den Mangel der Deutschen in der Tragödie; von der bestehenden deutschen Tragödie verlangt er überhaupt, daß sie eine höhere Stufe ersteige, sie sollte sich in ein Gewand kleiden, womit sie auch auf den bloßen Sinn einen größeren Eindruck mache. Er rechnet hierhin die Versification, eine Idee, welche wir in seinem Briefwechsel mit Schiller schon mehrfach vertreten finden. Das Resultat seiner Arbeit ist im Ganzen, daß die Franzosen in ihrer Tragödie die Kunst, die Deutschen hingegen die Natur erobert haben. Den letztern bleibt also der leichtere Schritt übrig, um etwas möglichst vollendet Schönes zu schaffen, während die Franzosen die Natur übersprungen

haben und die Kunst erlangten, sind sie jetzt gezwungen, erst zum Drama, zur bürgerlichen Tragödie zurückzugehen, um wieder zur heroischen Tragödie gelangen zu können u. s. w. u. s. w.

Göthe und Schiller waren mit Humboldts Arbeit sehr zufrieden — in demselben Hefte der Propyläen, welches Humboldts Arbeit enthielt, ließ Göthe bereits die ersten Proben seiner Uebersetzung des Mahomet von Voltaire unter besonderer Hinweisung auf Humboldts Arbeit abdrucken. Wir wissen, daß er auch den Tancred übersetzte, zudem erklärte er in einem Briefe an Schiller, daß ihm Humboldts Aufsatz ein helleres Licht über die französische Bühne geworfen habe, und daß er seitdem die Dramen der Franzosen viel lieber lese. — —

Die glänzenden Schilderungen, welche Alexander von Humboldt während seiner Reise nach Spanien in seinen Briefen an den älteren Bruder entwarf, mochten in diesem die Lust rege gemacht haben, gleichfalls eine Reise nach Spanien zu unternehmen. Bereits im Februar des Jahres 1799 schrieb Frau v. Humboldt: „Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Unsere Pläne sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. —

Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt, entscheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen und über England nach Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Plänen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause."

Die Reise nach Spanien wurde ausgeführt, wenn auch nicht bereits von Ende März an, wie dieser Brief andeutete.

Im Sommer des Jahres 1799 verließ Humboldt mit seiner Familie Paris und reiste nach Spanien.

Fünfter Abschnitt.

Reise nach Spanien. — Rückkehr nach Deutschland. — Eintritt in den höheren Staatsdienst.

W. v. Humboldt hat über seine spanische Reise sehr werthvolle Aufzeichnungen der verschiedensten Art veröffentlicht. Wir führen dieselben weiter unten an und folgen ihnen in Schilderung dieser Reise.

Humboldt gelangte über die Bidossea nach Biscaya, über Tolosa nach Vittoria, durch Castilien nach Madrid. Er besuchte Cadix, Sevilla, Valencia; die ganze Familie begleitete ihn, die älteste damals achtjährige Tochter in Knabenkleidern. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte Humboldt dem Montserrat bei Barcelona zu; wir wollen aus seinen Mittheilungen an Göthe über diesen merkwürdigen Punkt einige allgemei-

nere Bemerkungen anführen, welche Humboldt vorausschickt und die ihn nicht wenig charakterisiren.

„Sie wünschen, lieber Freund," heißt es da, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sicherere Hülfsmittel als eignes Erholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quichote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carrikaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Uebergänge nicht mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Flu-

ren Valencia's und in den Palmenhainen von Elche?

Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Rechtssinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart. Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Dasein und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sage ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt

gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen weniger in dieser Rücksicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritt in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben, und allein dem Beschauenden gemidmet ist, bloß Herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen bewahren soll.

Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da

das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbei zu lassen, was vorzüglich charakteristisch erscheinen konnte.

Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

Sollte es daher nicht der Mühe werth sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?

Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

Nur dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehen.

Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und von den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Montserrats bei Barcelona.

Ich habe zwei unvergleichlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung ange-

knüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigener geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhang des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehen, und wenn ich aus den Tiefen grünbewachsener Klüfte emporblickte, und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht wie sonst mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

> zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
> zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

Und wie sollte es auch anders sein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutender Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang.

In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber, milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

Lange habe ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange habe ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgrenzt ist, das sich in's Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt sein, zu welchem der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte?"

Soweit diese Anführungen, welche wir zur besonderen Charakteristik des Verfassers selbst mittheilen. —

Humboldt kam im Frühjahr des folgenden Jahres, 1800, wieder in Paris an. Er machte sich zunächst daran, sein Reisematerial zu verarbeiten, wir wollen hier wenigstens den Titeln nach anführen, was er über die spanische Reise niederschrieb und was davon veröffentlicht worden ist.

Wir nennen da zuerst „Reiseskizzen aus Biscaya," welche aus seinem Nachlaß in den gesammelten Schriften mitgetheilt sind; sodann eine Beschreibung des Montserrat, welche in den geographischen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch im März 1803 mitgetheilt wurden. Ferner ein Gedicht „In der Sierra Morena;" sodann an sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die vaskische Sprache hatte seine Aufmerksamkeit besonders angezogen, mehrere größere oder kleinere, nämlich „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die cantabrische oder vaskische Sprache," welche 1817 in Berlin erschienen; „Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunkts und

Inhalts derselben," in Friedr. Schlegels deutschem Museum, December 1812, mitgetheilt; und endlich „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache," ein Werk, welches im Jahre 1821 in Berlin erschien. Wir sehen, daß Humboldt fleißig beobachtet und gesammelt haben mußte. —

Nach der Rückkehr der Humboldtschen Familie nach Paris, im Mai des Jahres 1800, wurde Frau von Humboldt von Zwillingen entbunden, einem Knaben und einem Mädchen. Der Knabe starb bald nach der Geburt, das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. In Humboldts nach seinem Tode herausgegebenen gesammelten Schriften finden wir ein größeres Gedicht, eine Elegie, welche nach der Geburt des Knaben gedichtet wurde, und wohl als das erste Gedicht zu betrachten ist, welches uns aus Humboldts Feder vorliegt. Wir geben hier ein paar Bruchstücke desselben, welche seinen Werth an Inhalt und Form documentiren mögen.

Es heißt in demselben unter anderm:

„Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf,
Niemals forderte mehr der Genius, strenger es niemals,
Welcher sinnenden Geists lenket der Menschen Geschick;
Und auf die Stimme des Gott's, des ernstgebietenden Richters,
Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
Thront er, ihn zeuget des Mannes tiefer Gedanke sich selbst.
Los von der Hand der Natnr und der still beschränkenden Sitte,
Die ihn im kreisenden Lauf sorgsam und sicher geführt,
Riß sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;
Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
Welcher den schweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Gestade,
Sicher und unversehrt führ' in den Hafen hinein. —

. . . .

Willst du ihn finden, den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend
Leicht dich, wohin du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,

Wo dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter,
Endlich die Räume sie all', all' die unendlichen mißt,
Wo du dich selbst umschaffst nach des All's unendlichem Urbild,
Rings versammelnd in dir, was zu erschaffen du magst; —
Sieh! er ruhet in dir! In dich versenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich dein Busen bewahrt!
Siehst du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball;
Niemals schmettern sie wild mit grausem Gekrach an einander,
Stets harmonischen Flugs schwingt sich die goldene Bahn.
So auch du! in der gleich gemessenen Kräfte Bewegung
Folge muthig den Weg, den sie sich selber erspäh'n.
Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Busen hervorsprießt,
Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls sich erwählt.

. . . .

So nur schreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hiehin zu lenken und dorthin;
Lieblicher krümmt sich des Bach's wellengeschlängelter Pfad.

Aber mit spähendem Fleiß benutze, was günstig das Schicksal,
Was der Zufall dir reichte, keine der Blüthen verschmäh'!
Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft

. . . .

Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
Daß sie mit deutschem Sinn sorgsam dich nähren und früh;
Was sie besaßen der Kraft, und was sie sich mühsam erstrebten,
Haben sie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
Geh nun, selbst es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geschlecht.
Aber sind sie dir einst von der liebenden Seite gewichen,
Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Weh's.
Siehe! sie weichen ja alle, die sprossenden Kinder der Erde,
Und ein neues Geschlecht trägt der verdrängende Raum.
Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
Blumen streue dem Grab, segnend die bergende Gruft."

— — —

Im Spätsommer desselben Jahres erhielt das Humboldtsche Haus in Paris auch Rahel's Besuch, derselben Rahel, welche von Humboldt sagte, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an, und ein anderes Mal, als man sich über die Quantität Geist stritt, welche Humboldt angehören möge, sagte, er habe so viel, als er nur wolle. Die Beziehungen, welche sie zu W. v. Humboldt und seiner Gattin hatte, dauerten eine geraume Zeit, bald mehr, bald weniger speciell. —

Die besondere Aufmerksamkeit, welche Humboldt der vaskischen Sprache zugewendet hatte, brachte ihn in dieser Zeit sogar dazu, nochmals eine Reise nach Spanien zu unternehmen. Diesmal ging er allein und blieb mehrere Wochen in den spanisch- und französisch-vaskischen Provinzen, handschriftliche Reichthümer sammelnd und in sonstige Forschungen vertieft, welche ihn dahin geführt hatten. Indeß erreichte er den Zweck dieser Reise nicht ganz, er sagt über dieselbe: „Es war einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der

Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem mißverstandenen Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Vasken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. f. erhalten." —

Humboldt kehrte nach Paris zurück, um an diesen sprachwissenschaftlichen Studien weiter zu arbeiten. Im Sommer des Jahres 1801 verließ er indeß die französische Hauptstadt mit seiner Familie und ging nach Tegel und Berlin. Der Aufenthalt Humboldts an diesen beiden Orten währte länger als ein Jahr, in welchem Zeitraum ihm seine jüngste Tochter am 28. Mai 1802 geboren wurde und in der Taufe den Namen Gabriele erhielt.

Humboldts diesmaliger Aufenthalt in Berlin sollte übrigens für ihn von größter Bedeutung werden durch Ausführung eines Entschlusses,

welcher selbst seine specielleren Freunde ganz unvorbereitet überraschte, nämlich durch seinen Eintritt in den höheren Staatsdienst. Die Stelle eines preußischen Minister-Residenten in Rom war zu besetzen, Humboldt bewarb sich um dieses Amt, erhielt es, wurde zum Kammerherrn, geheimen Legationsrath und Minister-Residenten in Rom ernannt, und reiste im Herbst 1802 mit seiner ganzen Familie dahin ab.

Fragen wir, weshalb Humboldt seine unabhängige Stellung, die ihm vorher so theuer war, opferte, so finden wir in einem Briefe an Schiller eine ziemlich befriedigende Antwort, es heißt da nämlich: „Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere, und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen."

Wie unendlich wichtig dieser Schritt für Humboldts politische und höchste wissenschaftliche

Weiterbildung geworden ist, werden wir im weitern Verlauf unserer Darstellung zur Genüge sehen. Wir begleiten ihn auf seiner Reise nach Rom, wohin er einen jungen Philologen, der später durch specielle Beziehungen zu Göthe einen bekannten Namen erhalten sollte, den Dr. Riemer als Erzieher seiner Kinder mitnahm — erfahren, daß er in Weimar Göthe und Schiller noch einmal besucht, wobei Humboldt wohl keine Ahnung hatte, daß er seinen theuren und großen Freund Schiller nicht wiedersehen sollte, und werden im folgenden Abschnitt über diesen Aufenthalt Humboldts in der „ewigen Stadt" näheres erzählen.

Sechster Abschnitt.

Reise nach Rom. Aufenthalt daselbst.

Die Reise nach Rom ging nicht eben schnell von statten. Im October traf Humbold in Mailand ein, am Abend des 25. November in Rom. Die Familie Humboldt nahm ihre Wohnung in der Villa di Malta, einem ehemaligen Eigenthum der Malteserritter, welche, schön am Vorsprunge des pincischen Hügels gelegen, schon mehrfach deutsche Bewohner von Bedeutung in ihren Mauern gehabt hatte. Unter andern hatte die Herzogin Amalie von Weimar und Herder ebenfalls einmal hier gewohnt. Ueber die Ankunft der Familie Humboldt haben wir die Schilderung einer Augenzeugin zur Hand. Friederike Brun schreibt in ihrem „Römischen Leben“: „Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht

ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann steigt die reiseermüdete sorgsame Mutter aus." Ueber die letztere, welche noch immer an den Nachwehen einer kaum überstandenen Krankheit litt, fährt die angezogene Berichterstatterin fort: „Kaum war unsere geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und Nachtmühe, das schöne Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft so reizend muthwilligem Lächeln umspielt sahen."

Für Humboldt begann jetzt ein glückliches eine Reihe von Jahren dauerndes Leben. Friedrich von Müller giebt uns eine Schilderung desselben, hören wir seine eigenen Worte: „Ihm, dem Glücklichen war vergönnt, die diplomatische Laufbahn sogleich auf jenem welthistorischen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle seine Neigungen und Lieblingsstudien, für seine tiefe Beobachtungsgabe erwünschter und vortheilhafter sein? Auch genoß

er seines Glückes im vollsten Umfang; unermüdliche Forschungen im Gebiet des Alterthums nnd der classischen Literatur füllten die Stunden seiner Muße, führten ihn bald zu den scharfsinnigsten Combinationen über Ursprung und Verwandtschaft der Sprachen, bald zu den heitersten Kunstbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerschöpflichen Natur den Kreis seiner Phantasie erweiterte und oft zu dem kühnsten Flug begleitete. Im täglichen Umgang mit den bedeutendsten Künstlern und auserwählten Freunden, denen sein gastliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den interessantesten Reisenden aller Nationen flossen sechs ungetrübte Jahre im heitersten Wechsel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutschland und zuletzt sein geliebtes preußisches Vaterland erschütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergestelltem Frieden zur thätigen Mitarbeitung an dem Wiederaufbau des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauscht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den schwierigsten Aufgaben praktischer Thätigkeit."

Da wir einmal im Citiren sind, wollen wir

ein Paar kleine Mittheilungen über Humboldts römischen Aufenthalt mit seiner eigenen Feder anführen, wie er sie in den Jahren 1803 und 1804 an den bereits erwähnten Friedrich August Wolf schrieb. Wir finden unter anderm Interessanten auch folgende Stellen: „für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles Andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die

Museen und Galerien komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen.

Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm Niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht bloß in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und immer ungewissem Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller

Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll ist, und zu dem, der es ebenso wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stünde." — — — — — —

„Hier bei Spaziergängen, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, stecke ich den Homer in die Tasche und lese ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, so glücklich bin ich einmal organisirt, ärgern und langweilen sie mich nicht; wenn sie geendigt sind, sind meine Gedanken hundert Meilen entfernt, dann gehe ich ins Freie, und lese, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man

für sich und für etwas Wahres. Alles Uebrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muß u. s. w. u. s. w."

Außer in Briefen an seine Freunde hat Humboldt während seines langen und für ihn so erfolgreichen, so angenehmen römischen Aufenthalts noch an vielen andern Orten uns hinterlassen, wie glücklich jene Zeit von ihm durchlebt worden ist. Seine ganze Natur war für eine italienische Umgebung geschaffen, seine eigentliche größte geistige Ausbildung hat während dieses römischen Aufenthalts stattgefunden.

Wir finden in seinen Schriften zuerst eine Reihe von Sonetten, denen sein römisches Leben zu Grunde lag. Ferner schrieb er einen längern Aufsatz über Göthes zweiten römischen Aufenthalt, in welchem er die ewige Stadt mit aller Innigkeit feiert. Es heißt da an mehreren Orten: „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der

Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des classischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen . . . .

Kein Ort verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern hatte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört über-

lassen. In keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderem Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegenen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin."

An Göthe selbst schrieb Humboldt unter andern folgenden Ausdruck seiner begeisterten Empfindungen, welche ihn nie verließen, so lange er in Rom selbst war, und welche ihm auch später und sein ganzes Leben hindurch so oft in der Erinnerung wiederkehrten: „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen.

Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige

Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweißt sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Pabst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei

ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht."

Der Schluß unserer Anführung ist mit einer etwas zu starken Genialität geschrieben, und ist derselbe wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen.

Ein anderes sehr bedeutendes Erzeugniß der Humboldtschen Muse in Rom war die Elegie „Rom", an Frau von Wolzogen gerichtet und zuerst im Jahre 1806 gedruckt erschienen. Wir können nicht speciell auf dieses wunderbar schöne Gedicht eingehen, denn wir würden Bogen voll darüber zu schreiben haben — wir verweisen auf die Lectüre dieser Elegie selbst, und wollen nur ein Paar Zeilen anführen, welche ihren großartigen Inhalt, die erhabene Anschauung, welche in ihr ruht, genug nachweist. Der Dichter empfindet die Größe Roms so sehr, daß er nur die ganze Welt den Eigenthümer der ewigen Stadt nennen kann:

„Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur scheinst du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger, nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit."

— — — — —

Nicht lange wohnte die Familie Humboldt in der von uns oben erwähnten Wohnung, sie

bezog eine andere in der Strada Gregoriana, welche geräumiger als die frühere war und es Humboldt gestattete, eine großartige wie liebenswürdige Gastfreundschaft auszuüben, welche wir in manchen um jene Zeit niedergeschriebenen Brief- und Buchstellen von bedeutenden Männern gerühmt finden.

Neben der Wohnung in der Stadt hatte Humboldt noch eine Sommerwohnung in Ariccia gemiethet, auch in Albano und in Marino verweilte er öfter und längere Zeit. In Ariccia sollte die Familie Humboldt von einem sehr schmerzlichen Unglück betroffen werden — der älteste Knabe, Wilhelm, starb hier im August 1803.

Der Vater insbesondere war auf das Tiefste von diesem Todesfall ergriffen, und finden wir in seinen Briefen aus jener Zeit vielfache Zeichen seines Schmerzes. So schrieb er am 27. August an Schiller: „Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können ..... Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnte nichts.

Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spaziren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit Jedem, und jetzt schon recht gut, italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen. Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der andern Seite habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Schiller antwortet dem trauernden Freunde unterm 12. September: „Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, so wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber dieser Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen."

Dem Tode des ältesten Knaben folgte bald ein neuer Unglücksfall. Frau v. Humboldt gab im Beginn des folgenden Jahres einem Mädchen das Leben, welches in der Taufe den Namen Luise erhielt, aber kurz nach der Geburt wieder starb. Frau v. Humboldt war in Folge dieser Niederkunft so leidend, daß sie zur Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Deutschland unternahm, welche sie sodann nach Paris fortsetzte, in der Hoffnung, ihren Schwager, Alexander von Humboldt, von seiner großen amerika-

nischen Reise in Frankreich ankommen zu sehen. Alexander v. Humboldt hatte seine bevorstehende Rückkehr dem Bruder nach Rom mitgetheilt, kurz nachher hatte sich indeß das Gerücht verbreitet, er sei vor seiner Einschiffung am gelben Fieber gestorben. Frau von Humboldt ließ sich also dadurch nicht abschrecken, reiste nach Paris, und hatte das Glück, den so hoch verehrten Schwager im August dieses Jahres — 1804 — in Paris willkommen heißen zu können. Sie blieb bis zu Beginn des nächsten Jahres in Paris, wo sie noch einem Knaben das Leben gab, welcher Gustav genannt wurde, aber gleichfalls bereits im Jahre 1807 in Rom starb; dann kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, und kurze Zeit nachher folgte ihr Alexander von Humboldt — die beiden Brüder feierten das beglückendste Wiedersehen. —

Wir wollen hier einige von den Männern von Bedeutung erwähnen, welche während Humboldts Aufenthalt in Rom mit ihm besonders verkehrten. Wir nennen da zuerst Thorwaldsen, Rauch und Schick aus der Zahl der Künstler; ferner Bonstetten, Fernow, Zoëga, Lucian Bonaparte und Andere mehr. Von bedeutenden Frauen, welche das Humboldtsche Haus fleißig

besuchten, erwähnen wir Frau von Staël und Friederike Brun.

Aber der weite Kreis neuer Freundschaft, welcher Humboldt umgab, ließ die Erinnerung an die alten, im Vaterlande zurückgebliebenen Freunde nicht schwächer werden, und minderte die speciellste Verbindung mit ihnen nicht. Besonders mit Göthe und Schiller wurde der lebendigste Briefwechsel geführt — leider griff nur zu bald die rauhe Hand des Todes in dieses Verhältniß: Schiller sollte von dem später aus Italien zurückkehrenden Freunde nicht mehr unter den Lebenden gefunden werden.

Wie innig das Verhältniß dieser beiden Männer bis zum Tode des Einen gewesen ist, mögen einige Briefstellen, welche wir hier aufführen wollen, darthun.

Schiller schrieb noch ganz kurze Zeit vor seinem Tode, am 2. April 1805, an Humboldt: „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillschweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen

kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge . . . . . . Bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Und auf die Nachricht von dem Tode seines großen Freundes schrieb Wilhelm v. Humboldt u. A. an Wolf: „Mich hat Schillers Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochenem edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter

Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir." — Und an Göthe schrieb er: „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindung innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher . . . .
Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so

lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

Wir wollen endlich noch als hier zu erwähnen an die einleitenden Worte erinnern, welche W. v. Humboldt in spätern Jahren, als er seinen Briefwechsel mit Schiller in Druck gab, demselben vorausgehen ließ. — —

Ehe wir erzählen, wann und in welcher Weise Wilhelm von Humboldt Rom verließ, berichten wir noch einige Worte über seine wissenschaftliche Thätigkeit, soweit sie einen positiven Ausdruck fand, und zwar mit den Worten eines Zeitgenossen, A. W. Schlegels. In dessen in der Jenaer Literaturzeitung unter dem Titel „Artistische und literarische Nachrichten aus Rom" abgedrucktem Schreiben an Göthe heißt es u. A.: „Herr v. Humboldt, der preußische Minister am päbstlichen Hofe, hat eine Uebersetzung des Agamemnon des Aeschylus in Versen vollendet, und zwar, was nicht lyrisch ist, die Trimeter, Anapäste und trochäischen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachsenen Sprache. Die Mittheilung

dieser Uebersetzung im Druck würde um so willkommener sein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'sche haben, die weder in den Formen noch dem Geiste nach streng zu nennen ist. Herr v. Humboldt fährt außerdem fort, sich mit Sprachuntersuchungen über das Biscayische und den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt zu beschäftigen. Möchte er sich entschließen, etwas über das alte Rom zu geben, von dessen Ueberresten er in den wenigen Jahren seines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden ist; eine solche Schrift, nicht sowohl vom antiquarischen, als weltgeschichtlichen und philosophischen Standpunkte abgefaßt, müßte sehr interessant werden."

Diese Uebersetzung des Agamemnon wurde übrigens erst zehn Jahre später gedruckt, und ein größeres Gedicht, eine Begrüßung des glücklich zurückgekehrten Bruders, welches in Albano gedichtet wurde, ist sogar erst nach Wilhelm von Humboldts Tode bekannt geworden. Alexander hatte ihm seine berühmten „Ansichten der Natur" zugeeignet, Wilhelm dankte ihm mit diesem Gedicht, aus dem wir nur wenige Zeilen hier anführen wollen, damit man sehen möge, wie diese beiden großen Brüder sich liebten und schätzten.

Es sind die folgenden:

„„Ach! Alle, die Dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern Dich des Meeres Pfaden,
Als ab Du stießest von Iberiens Strand.
— „O Wind!“ — so flehten sie — „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer, laß sich in stillen Fluthen baden
Sein Schiff — und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Fluth und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Fluth, mit Tod bedräuet!“ —

. . . .

Glücklich bist Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen. —
O wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andern Welttheil's Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt — und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
Mir g'nügt, im Kreis der Lieb', ein stilles Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke.

Geh' jetzt, o Lied! — dem Theuren anzusagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd And're tragen,
Auf höh'rer Dichtkunst Flügeln. —““

— — — — —

Im Verlauf unserer bisherigen Darstellung haben wir es unterlassen, der politischen Ereignisse jener Zeit zu gedenken. Besonders für Humboldts Vaterland Preußen hatten sie sich trübe genug gestaltet, und wir mögen wohl mit Recht annehmen, daß die Kunde von all diesem politischen Unglück oft genug trübe Schlaglichter in Humboldts römisches Leben geworfen hat. In diesen politischen Verhältnissen lag denn auch für Humboldt die nächste Veranlassung, im October des Jahres 1808 eine Reise nach Deutschland zu machen — er ahnte nicht, daß er nicht zurückkehren sollte. Nur in Begleitung seines nun ältesten Sohnes Theodor verließ er Rom. Er besuchte Göthe in Weimar, und eilte dann nach Erfurt, wo sein Schwiegervater noch lebte; hier erhielt er eine Berufung seines Königs zu einem höheren Amte, wovon wir im nächsten Abschnitt weiter sprechen werden.

Siebenter Abschnitt.

W. v. Humboldt als Direktor der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern.

Die preußische Regierung hatte ihren Sitz um jene Zeit nicht in Berlin, sondern in Königsberg. Eine zu ehrliche, zu friedliche Politik einem übermüthigen sogenannten Freunde gegenüber, das auf die Spitze getriebene Verlangen, jeden Zusammenstoß mit ihm zu vermeiden, den Frieden um jeden Preis zu bewahren — hatten Preußen seine Armee und den Ruf ihrer Tapferkeit, wie nicht minder die Hälfte des ganzen Landes verlieren lassen. Der übermüthige Eroberer trat den heiligsten Interessen der europäischen Völker zu nahe, als daß nicht damals schon die Organisation des Widerstandes hätte beginnen sollen, der nachher zum vernichtenden Angriff werden sollte.

Der König von Preußen hatte sich mit den Trümmern der Armee und der Verwaltung nach dem östlichen Theile des ihm gebliebenen Landes zurückgezogen, um hier, unterstützt nicht minder von den Tugenden und der Hochherzigkeit einer so seltenen Königin, wie von den Talenten und Kenntnissen ausgezeichneter Männer, den Grund zu einem neuen Preußen zu legen, wie wir es wenige Jahre nachher, ein Phönix aus der Asche entstehen, wie wir es bis auf den heutigen Tag nach innen wie außen kräftig wachsen und gedeihen sehen.

Im Unglück zeigt sich erst die wahre Größe — dies gilt insbesondere von dieser Epoche der preußischen Geschichte. Der König hatte eine große Zahl ausgezeichneter Männer um sich versammelt, welche bestimmt waren, an der Reorganisation des geliebten Vaterlandes mehr oder minder umfangreichen Antheil zu nehmen. Wir nennen von ihnen die Namen Stein, Schön, Niebuhr, Stägemann, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann — wer sollte diese Männer und ihre Verdienste um das Vaterland nicht kennen? Zu ihnen nun gesellte sich Wilhelm von Humboldt: Unterm 15. December 1808 wurde die Aufforderung an ihn erlassen, die Stelle eines Direktors

der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen. Humboldt acceptirte, wurde zum geheimen Staatsrath und unterm 20. Februar 1809 definitiv zu obiger hoher Stelle ernannt; er kam am 12. Januar in Berlin an, verweilte daselbst einige Zeit in Anordnungen bezugs seines neuen Amtes, und reiste im April nach Königsberg ab.

Hier fand er in seinem nächsten Vorgesetzten, dem Minister des Innern, einen Jugendfreund wieder, den Grafen Alexander zu Dohna. Von andern Männern von Bedeutung, mit denen Humboldt in ein specielleres Verhältniß trat, nennen wir Stägemann, Nicolovius und Andere; auch mit Niebuhr wurde er hier bekannt. Humboldts außerordentlich frischer Geist, großgezogen von der edelsten Nahrung des klassischen Alterthums, hatte während seines Aufenthalts in Königsberg viel Gelegenheit, die allgemeine Niedergeschlagenheit seiner ganzen Umgebung aufzurichten, neues Leben in die erstarrte preußische Welt zu bringen. Humboldt that redlich, was er konnte — als Beamter wie als Mensch belebte er nach allen Richtungen hin, und sein freier und frischer, wir möchten auch sagen, fröhlicher Geist war hier sehr am Platze. So sagte er einmal

einem fast verzagenden Freunde: „Die Gegenwart ist eine große Göttin und selten schnöde gegen den, der sie mit einem gewissen harten Muthe behandelt“ — ein Ausspruch voll entschiedener Wahrheit. —

Aus Humboldts Thätigkeit in der neuen so wichtigen Situation haben wir zwei Punkte besonders herauszuheben. Der eine derselben war die Reform des Volksunterrichts. Die staatlichen Verhältnisse jener Zeit in Preußen nicht allein, sondern auch im ganzen übrigen Deutschland waren so versumpft und verfault, daß es fast einer ganz neuen Generation bedurfte, um bessere Zustände herbeizuführen. Obschon nun die beflügelte Zeit mit ihren gewaltigen, alle Berechnungen überraschenden und übereilenden Ereignissen die beste Lehrmeisterin war, diese Generation schneller reifen zu lassen, als dies der jüngsten Vergangenheit zufolge zu erwarten war, so ist darum doch das Verdienst der Männer durchaus nicht geringer zu veranschlagen, welche nach allen Kräften die kommenden Ereignisse mit begründen und vorbereiten halfen. Humboldt hatte scharfsichtig genug die Nothwendigkeit erkannt, die bisherige Erziehungsweise zu erneuern, den Volksunterricht zu heben, der bisher so sehr

vernachlässigt worden war. Um jene Zeit hatte der Schweizer Pestalozzi mit seiner neuen Erziehungsmethode bereits allgemeinere Aufmerksamkeit erweckt; Nicolovius hatte speciell für Preußen Versuche mit dieser neuen Methode angestellt, und Humboldt endlich entschied bei Uebernahme seines Amtes sich ganz für dieselbe. Man berief einen Schüler Pestalozzi's, C. A. Zeller, nach Königsberg, um daselbst das Waisenhaus als Musteranstalt einzurichten. Wie alles Gute, wie alles neue von Bedeutung, fand auch Zeller mit seiner Pestalozzi-Methode Hindernisse aller Art — und da war es Humboldt, welcher an höchster Stelle sich bestimmt für dieselbe aussprach. Der König besuchte die neue Anstalt selbst, verweilte mit großer Befriedigung mehrere Stunden, und am Abend desselben Tages war die Durchführung der neuen Methode bestimmt. Mit dem Bestreben Humboldts nach dieser Richtung hin war zugleich das Bemühen verbunden, durch Erhöhung der Ansprüche, welche an den Lehrerstand im Allgemeinen gemacht wurden, den Unterricht selbst zu heben — im Juli 1810 erschien z. B. eine Verfügung, welche die Prüfung der Lehrer wesentlich verschärfte.

Wir kommen auf einen zweiten Hauptpunkt

von Humboldts Wirksamkeit in seinem Amte, auf die Gründung der Berliner Universität.

Der Verlust der Universität Halle wurde tief empfunden und bedeutende Männer hatten schon längst mit dem Gedanken sich beschäftigt, eine Universität in Berlin zu gründen. Der König hatte unterm 4. September 1807 den Vorschlag genehmigt. indeß hatten sich Hindernisse der verschiedensten Art der Ausführung in den Weg gestellt, selbst der Minister Stein war dagegen, und wie man im Allgemeinen über das Projekt dachte, können wir am Besten aus einem Briefe Alexanders von Humboldt an Professor Schütz vom 19. October 1807 ersehen, da heißt es: „Ich zweifle nicht, daß die neue Universität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Fülle und Stärke geben werde.“

Wilhelm von Humboldt fand also bei Uebernahme seines Amtes die Sache noch nicht eben weit gediehen, und ergriff sie sogleich mit aller Energie. Aus einem Briefe vom 25. März 1809

ersehen wir bereits, wie ernst es ihm mit der Gründung einer Universität zu Berlin war — es heißt da unter Anderm: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Herr v. Humboldt sehr beschäftigt, das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größere Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage zu Stande kommen wird."

Unterm 12. Mai überreichte Humboldt dem König bereits seinen eigenhändigen Bericht, unterm 16. August 1809 gab der Monarch die definitive Genehmigung mit der Weisung, die Universität wenn möglich im Herbst des folgenden Jahres zu eröffnen.

Ehe wir Humboldts Bemühungen und Verdienste in dieser hochwichtigen Angelegenheit weiter darstellen, haben wir anzuführen, daß im Lauf des Jahres 1809 sein Schwiegervater gestorben war und der Frau von Humboldt als einzigen Erbin ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Dasselbe bestand insbesondere aus zwei Gütern, Burgörner und Auleben, und W. von Humboldt sah sich in dieser Angelegenheit genöthigt, gegen Ende des Jahres eine Reise nach

Thüringen zu machen, von welcher er am 26. Januar des folgenden Jahres — 1810 in Berlin eintraf, wohin sich mittlerweile auch der Hof und die Regierung zurückbegeben hatte. — Zu erwähnen haben wir noch, daß ihm von seiner noch immer in Italien lebenden Gattin schon am 23. April 1809 noch ein Sohn geboren wurde, der den Namen Hermann erhielt, das jüngste seiner Kinder. —

Humboldt ging nach seiner Ankunft in Berlin mit größtem Eifer an die Einrichtung der Universität. Bereits unterm 29. April schrieb er in einem Briefe an Motherby nach Königsberg ausführlich, was er bereits nach allen Seiten dafür gethan, es heißt da unter Anderm: „Ich bin jetzt beschäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu schaffen. Gräfe aus Ballenstädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ist dazu bestimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen angenommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugehen entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich habe ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und in ihm einen noch

jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Oltmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Naumburg."

Es ist leicht begreiflich, daß die Gründung

der neuen Universität gerade zu jener Zeit, bei jenen innern wie äußern Verhältnissen des preußischen Staats, doppelt schwierig sein mußte. Die materiellen Mittel, welche zur Disposition standen, waren bei der schlechten Finanzlage nur sehr beschränkte, und es ist gewiß eins der Hauptverdienste Humboldts, daß trotz solcher Hindernisse die Universität bereits bei ihrer Eröffnung mit allem Glanz der Wissenschaft, mit den berühmtesten Namen unter ihren Lehrern geschmückt war. Unter diesen Lehrern befanden sich unter Andern Fichte, Wolf, Schleiermacher, Reil, Niebuhr, Savigny, Böckh, de Wette, Marheinecke, Männer, deren Ruhm und Ruf zum Theil noch unsere Gegenwart erfüllt.

Humboldt sollte die Eröffnung der Universität — die Vorlesungen begannen den 15. October — weder in seiner bisherigen Stellung noch überhaupt in Berlin selbst sehen. Differenzen im Innern des Ministeriums, welches im Sommer 1810 sich wesentlich änderte und ergänzte, haben vielleicht in Humboldt den Wunsch rege gemacht, die bisher inne gehabte hohe Stellung aufzugeben, schon unterm 29. April — 1810 — hatte er um seine Entlassung gebeten. Wir finden über das eigentliche Wesen dieser

Differenzen wenig verzeichnet — ein bekannter Historiker kommt der Sache vielleicht am nächsten, wenn er, von Humboldt und seiner bisherigen Stellung redend, unter Anderm sagt: „So reiche Mittel selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint Humboldt den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

Mag dem nun sein, wie es wolle, die bisherigen Minister zogen sich zum größten Theil von den Geschäften zurück, Hardenberg war seit 6. Juni Premier-Minister, und W. v. Humboldt wurde am 14. Juni zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe ernannt, wobei ihm noch der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt

wurde. Die preußische Regierung bot Alexander von Humboldt die bisher von seinem ältern Bruder inne gehabte Stellung an, doch schlug dieser sie aus, und erst im November wurde sie durch die Person des Staatsraths von Schuckmann wieder besetzt. Humboldt kam Mitte October in Wien an.

Achter Abschnitt.

W. v. Humboldt als außerordentlicher Gesandter in Wien, Bevollmächtigter zu Prag und Chatillon, bei dem ersten und zweiten Pariser Frieden, bei dem Congreß zu Wien.

Mit dieser Sendung nach Wien beginnt Humboldts Eintritt in die höheren und höchsten Staatsgeschäfte, und werden wir im nächsten Verlauf unseres Buches des weitern davon berichten.

Die neue Stellung am Wiener Hofe war durch viele Umstände eine sehr bedeutende. Mehr als die Hälfte von ganz Europa lag gebannt unter der mächtigen Hand Napoleons, nur ganz im Geheimen konnte das Verlangen, sich von dieser drückenden Gewalt befreit zu sehen, die Völker wie die Regierungen durchzucken. In Preußen war man nach dieser Richtung hin am thätigsten, das ganze Land war eigentlich von einer Art Verschwörung angefüllt, deren nächstes

Ziel die Reorganisation des Landes sein, deren entfernteres aber, wie uns die Geschichte zeigt, der Sturz Napoleons werden sollte. Es lag zunächst in Preußens Interesse, sich so weit als möglich Oesterreich zu nähern, welches nach langen Kämpfen und zahllosen Verlusten kaum durch die Verheirathung einer Erzherzogin mit Napoleon etwas Ruhe gewonnen hatte. Die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten waren keine sehr freundlichen, Oesterreich hatte damals eben so wenig wie jetzt den siebenjährigen Krieg vergessen, und Schlesien war eine zu schöne Provinz, als daß man nicht noch hinreichend um diesen Verlust trauern sollte. Preußen mußte sich also Oesterreich zuvor förmlich versöhnen, ehe es sich mit ihm verbinden konnte. Und zu diesem schwierigen Geschäft hatte man Wilhelm von Humboldt ausersehen.

Am 3. November überreichte er dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben. — —

Hier in Wien sollte Humboldt auch endlich mit seiner Gattin und seinen Kindern wieder zusammentreffen, die noch immer in Italien weilten, und im Herbst 1810 von dort nach Wien aufbrachen. Nach ihrer Ankunft wurde das Humboldtsche Haus mit der alten schon in Paris und

Rom und an anderen Orten bewiesenen Gastfreundschaft eröffnet, und erfreute sich bald des lebendigsten Besuches bedeutender Gäste. Auch für wissenschaftliche Arbeiten, denen sich Humboldt in den letzten Jahren wenig hatte hingeben können, fand er jetzt einige Musestunden, in denen er sein Lieblingsstudium, das der Sprachwissenschaften, von Neuem cultivirte.

Die politischen Ereignisse, welche durch die Niederlage Napoleons iu Rußland schneller eintraten, als man vermuthet hatte, störten natürlich diese Studien — Humboldt hatte seine ganze Thätigkeit der Politik zuzuwenden; seine Situation in Wien, zu einer Zeit, wo es galt, Oesterreich von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen und zum Gegner des bisherigen Verbündeten zu machen, war natürlich eine außerordentlich schwierige. Wie gut er seine Aufgabe zu lösen verstanden, mag unter Anderm der Umstand beweisen, daß die preußische Regierung ihn zum Bevollmächtigten bei dem in Prag abzuhaltenden Friedenscongreß ernannte.

Wir wissen aus der Geschichte, daß es Napoleon mit diesen Friedensunterhandlungen nicht sonderlich Ernst war; die Schlacht bei Leipzig und anderes mehr war dringend nöthig, ihm

etwas mehr Lust zum Unterhandeln zu machen. Die Verhandlungen zu Prag wurden abgebrochen, gleich nachher Napoleon der Krieg von Oesterreich erklärt. Unterm 23. August schreibt Stein an den Grafen Münster: „Unterdessen hat sich die große Angelegenheit des Beitritts Oesterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächst Gott, dem klugen Benehmen Humboldt's und Anstett's, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers — nicht der weichlichen, egoistischen, mit einem elenden Flickwerk sich begnügenden Politik u. s. w."

Humboldt war von nun an zumeist im Hauptquartier der Verbündeten, um an den folgenden Unterhandlungen Theil zu nehmen. Frau von Humboldt blieb in Wien zurück, ihr ältester Sohn, Theodor, welcher bereits in Heidelberg studirte, trat als Freiwilliger in die preußische Armee und machte den ganzen Feldzug bis Paris mit.

Humboldt war insbesondere beauftragt, mit den kleineren deutschen Staaten Verträge abzuschließen, welche nach und nach von Napoleons Gewalt abfielen und sich den Alliirten anschlossen. So verhandelte er unter Anderm den Beitritt

Badens mit dem Baron Reitzenstein am 30. November, den Beitritt Kurhessens mit Müller und Lepel am 2. December. Als der Friedenscongreß von Chatillon versucht wurde, ernannte die preußische Regierung Humboldt als ihren Vertreter bei demselben. Dieser Congreß wurde am 3. Februar 1814 eröffnet, hatte indeß keine Resultate, die Waffen der Alliirten errangen indeß dieselben schnell genug — die Verbündeten zogen am 31. März in der Hauptstadt Frankreichs ein.

Für Humboldt lag in diesem glücklichen Ereignisse außer der Freude, welche er als Patriot empfand, noch manche andere privater Natur. Nicht allein fand er seinen geliebten Bruder Alexander in Paris wieder, sondern er sah hier auch manche seiner alten Freunde, von denen mehrere ihm bereits aus seinem früheren Aufenthalt in Paris speciell befreundet waren. Da fand er den Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Benjamin Constant und Andere, der Umgang mit ihnen brachte ihm Erholung von den Anstrengungen der jüngstvergangenen Zeit.

Bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens wurde Preußen außer von Hardenberg auch von Humboldt vertreten. Bei der darauf folgenden Reise des Königs von Preußen und

des Kaisers von Rußland begleitete Humboldt ebenfalls seinen Monarchen, wie gleich nachher auf der Reise nach der Schweiz. Hier fand er auch seine Gattin wieder, welche kurz darauf nach Berlin reiste, während Humboldt selbst nach Wien ging, um dem dort zu versammelnden Congreß beizuwohnen.

Wie bei dem Pariser Frieden wurde Preußen auch bei diesem Congreß von Hardenberg und Humboldt vertreten. Ueber das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Männer theilt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten viel Interessantes mit, es heißt da u. A.:

„Zwischen Humboldt und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Congresses das vertrauteste, ungetrübteste Einverständniß, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinn. Dem Staatskanzler als solchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine eigene Verleugnung und innere

Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war schon in dessen Haupte von Humboldts Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erstern immerfort als erwünschte Förderung in sich trug."

Die Mittheilungen, welche wir über Humboldts Thätigkeit bei dem Congresse sowohl von Zeitgenossen als von Nachlebenden haben, kommen dahin überein, diese Thätigkeit für eine höchst bedeutende zu erklären.

Ein anderer Biograph Humboldts, Schlesier, faßt den Inhalt dieser Mittheilnngen vortrefflich zusammen, wir wollen eine kurze Episode aus Schlesiers Werke unsern Lesern nicht vorenthalten. „So war es denn Humboldt vergönnt," heißt es da, „an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren sowohl als

weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich waren, auch gegen ihren Willen gehuldigt . . . . . . Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldtschen Geiste verwandt, rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. Und läßt er am 12. Januar 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt; dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten deutschen Verfassungspläne ausgehen und

er verficht sie sonderlich; auch ist er unter Allen am Besten dazu geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren" — so ergreift aber bei einer späteren Gelegenheit (18. November) der Herausgeber selbst das Wort, und schließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens erörtert, also zusammen: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigt sich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, versöhnlich, arglos in seiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decembersonne." Faßt man alles zusammen, was über Humboldts Wirken in jener Zeit zu sagen ist, so muß man bekennen, daß es eben so durch Adel der Gesinnung, als durch Geist und Gewandtheit hervorsticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, so verschieden ihre Naturen waren, so ungleich ihr Werth in unseren Augen ist, für die hervorragendsten Erscheinungen des Congresses ansehen. Der Erstere und der Letztere von diesen hatten auch, wenigstens in Geistesmacht und Oppositionsgeschick, einige Verwandtschaft, sonst stand freilich Humboldt als ein von den zwei

genannten völlig verschiedenes Wesen da. Darin aber zeigt sich die Größe aller drei, daß sie durch persönliche Gaben das Gewicht der Staaten, die sie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräsentant, wie der kalte, beschränkte, ideenlose Castlereagh, nur das in die Waagschale legen konnte, was Englands Name unter allen Umständen wog.

Bei alledem ist nicht zu glauben, daß ein Mann, wie Humboldt, auf diesem Congresse einen Boden gefunden habe, der seinen Wünschen entsprochen hätte, auf dem sein volles Wesen sich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conservative Epoche im Guten wie im Bösen an. Wie selten konnte — ich will nicht sagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgesetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge die Hände schon gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleonische Erbschaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleonischen Richtung lag, die Consequenz geben zu dürfen, die es heischte. Humboldt selbst wollte sie nicht. Er scheint eine Theilung Deutschlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Dasein einer Menge abhängigerer Fürsten

und Städte. Ob ihn dabei mehr das Interesse für Deutschland oder für Preußen geleitet, ist schwer zu unterscheiden. Dennoch war es Anfangs die Absicht der preußischen Staatsmänner, die Kleinstaaten durch Kreisobristen und diese durch ein österreich-preußisches Directorium unschädlich zu machen. Es gelang aber beides nicht.— Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So sehr es, nach so schweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensschlusse, zu wünschen gewesen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet wäre, so sehr blieb der Ausgang hinter diesem Wunsche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimessen können. — Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerspruchs, der sein bestes Wollen begegnete, so können wir das, was er in verschiedener Richtung, besonders aber für die deutschen Angelegenheiten geleistet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen. Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eigenen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem im Ein-

klang erhalten hätten, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben, er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt. . . . . .

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. Zu diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière. Humboldt war Mitglied fast aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittleren und kleineren deutschen europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eisernsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden. „Was Humboldt," sagt der oft erwähnte Berichterstatter Varnhagen, „während

des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Tüchtigkeit." — Und während der drangvollsten Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung wie zu heiterer Geselligkeit, durchbesserte die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher, habe er gleich im Jahre 1815 in Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben."

So weit Schlesier. — Wir haben hier nicht die Geschichte des Wiener Congresses zu schreiben, sondern nur die Biographie Humboldts, und scheiden von der Anführung seiner Thätigkeit bei

dem Congresse, indem wir als charakteristisch genug die Worte anführen, welche er bei der Nachricht von Napoleons Rückkehr von Elba aussprach: „Vortrefflich, das giebt Bewegung!“

Die Bewegung kam, dann die Schlacht bei Waterloo und der zweite Pariser Frieden. Auch bei diesem war Humboldt als Preußens Vertreter neben Hardenberg thätig.

Ehe wir in einem folgenden Abschnitte erzählen werden, daß Humboldt, zum preußischen Gesandten in Paris designirt, wiederum einen längeren Aufenthalt in Paris zu erwarten hatte, daß aber gerade seine besondere Befähigung zu diesem Posten ihn desselben nicht theilhaftig werden ließ, wollen wir noch ein paar hierher gehörende Dinge rein privater Natur anführen, unter Anderm der Resultate erwähnen, welche Humboldts Thätigkeit und Tüchtigkeit als Staatsmann für ihn selbst herbeigeführt hatte.

Von der großen Zahl von Orden, mit denen Humboldt von allen Seiten bedacht wurde, erwähnen wir nur einen einzigen, welcher allgemein für eine der größten derartigen Auszeichnungen galt — der König von Preußen verlieh das eiserne Kreuz erster Klasse am weißen Bande nur an zwei Männer aus dem Civilstande, näm-

lich an Hardenberg und an Wilhelm von Humboldt.

Eine andere Auszeichnung rein materieller Art, welche ihm zu Theil wurde, war eine Dotation mit bedeutenden Revenuen. Außer Humboldt wurden noch Blücher, Bülow v. Dennewitz, Gneisenau, Hardenberg, Kleist von Nollendorf, Knesebeck, Tauentzien von Wittenberg und York von Wartenburg von der preußischen Regierung mit derlei reichen Geschenken bedacht. Humboldt wählte für sich die Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße.

Noch wollen wir hier anführen, daß im Jahre 1815 Humboldts zweite Tochter Adelheid sich mit dem Obristlieutenant von Hedemann vermählte.

Neunter Abschnitt.

W. v. Humboldt als Mitglied der Territorialcommission in Frankfurt, als Mitglied des Staatsraths in Berlin, als Gesandter in London.

Wir erwähnten bereits, daß Humboldt zum preußischen Gesandten in Paris bestimmt wurde, vorher aber sollte er nach Frankfurt gehen, um daselbst Mitglied einer Territorialcommission zu sein, welche zur Entscheidung der zahlreichen noch obschwebenden Gebietsdifferenzen daselbst zusammentrat.

Als seinen einstweiligen Stellvertreter in Paris wünschte Hardenberg gern Alexander von Humboldt zu sehen; als dieser die Annahme der interimistischen Verwaltung ablehnte, wurde der bisherige Gesandte in München, Graf Goltz, für die Dauer der Abwesenheit Wilhelms v. Humboldt nach Paris gesandt.

Humboldt verließ Paris am 25. November — 1815 — und kam am 28. in Frankfurt an. Die Arbeiten, an denen er hier Theil zu nehmen hatte, rückten aus vielen Gründen nicht eben schnell vor, und es blieb Humboldt Zeit übrig, nicht allein die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens jetzt mehr als in letztvergangener Zeit zu genießen, sondern er fand auch Muse, seinen Lieblingsstudien sich wieder mehr hingeben zu können.

Wir wollen hier in Bezug auf das erst Erwähnte aus einem Briefe der Rahel ein paar Worte anführen, mit der sie in ihrer bekannten mitunter sehr wunderlichen Schreibweise ein Zusammentreffen mit Humboldt schildert. Sie schreibt nämlich: „Gestern Mittag speiste ich bei Humboldts, wo Humboldt sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte es nun seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn so geschält. Er beherrschte ganz allein, und nöthig, und mild das Gespräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern, sagt unaufhörlich Komisch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer aus tiefer Langweil, und in deren dennoch

harten, ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten, sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände, und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verstand als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde, ganz wahr und weit, ganz weit vorwärts in unsern Aeußerungen mit einander."

Und in Bezug auf das Andere, die Fortsetzung seiner Studien, theilen wir mit, daß er jetzt endlich die im Jahre 1796 begonnene Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylos drucken ließ. Er widmete das Buch seiner Gattin, welche den Genuß seiner Studien schon so früh getheilt hatte — die Uebersetzung ist noch heute als eine der vortrefflichsten Arbeiten der Art geschätzt. —

Im Sommer 1816 wurde Humboldt mit der interimistischen Verwaltung des Postens eines preußischen Gesandten beim deutschen Bundestage betraut, und vertrat in dieser Eigenschaft Preußen bei der Eröffnung des Bundestages, am 5. November des genannten Jahres.

Humboldts Stellung bei der Territorialcommission hielt ihn bis zum Januar 1817 in Frankfurt zurück. Unterdeß war in der Besetzung des Pariser Gesandtschaftspostens eine andere Disposition getroffen worden. Der französische Minister, Herzog von Richelieu, mochte nicht viel Lust haben, einen Mann wie Humboldt, dessen staatsmännischer Ruf längst ein höchst bedeutender geworden war, in einer insbesondere um jene Zeit so wichtigen Stellung in Paris zu sehen — der Graf Goltz, welcher, wie schon erwähnt, den Posten einstweilen verwaltete, convenirte ihm viel mehr. Unter dem Vorgeben, Humboldt, welcher so vielen Antheil an den Geschäften der beiden Pariser Frieden genommen, werde als Gesandter in Paris das französische Nationalgefühl verletzen, gelang es Richelieu, Hardenberg zur Aenderung der bereits getroffenen Disposition zu bewegen — Graf Goltz erhielt den Posten definitiv und Humboldt wurde das Anerbieten gemacht, die Gesandtschaft in London zu übernehmen. Er acceptirte und reiste am 11. Januar 1817 von Frankfurt ab, indeß vorläufig noch nicht nach London. Zunächst begab er sich mit seiner ganzen Familie über Weimar, wo er Göthe besuchte, nach seinem Gute Burgörner, von da im Februar

nach Berlin. Wenige Wochen später mußte Frau von Humboldt sich wiederum zu einer Trennung von ihrem Gatten entschließen; die älteste Tochter, Caroline, war so leidend, daß die Mutter beschloß, mit ihr und der übrigen Familie zum Gebrauch der Seebäder nach Neapel zu gehen. Frau von Humboldt verweilte übrigens längere Zeit in Italien, traf nicht, wie verabredet, mit ihrem Gatten in England zusammen, sondern kehrte erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1819 von Italien nach Berlin zurück.

W. v. Humboldt, bei der Gründung des Staatsrathes als Mitglied desselben ernannt, verweilte vorläufig in Berlin. Für Preußen war eine außerordentlich wichtige Epoche da. Die Kräfte des Volkes waren berufen worden, um das Land zu befreien, den Feind hinauszujagen. Das war geschehen — jetzt standen sich die Parteien im Lande selbst gegenüber, beobachtend und erwartend. Das preußische Volk hatte unendlich viel gethan, es hatte eine Reihe von Jahren die schwersten Lasten getragen, es hatte mit ausdauerndem Muth auf den richtigen Zeitpunkt gewartet, und dann hatte sich dieses Volk in eine Armee voll Tapferkeit verwandelt, und unter Entbehrungen und Hingebungen aller Art den

starken Feind geschlagen. Man hatte dem preußischen Volke mancherlei versprochen, und jetzt war die Frage, ob das Versprochene in Erfüllung gehen werde. Während, um einen solchen Ausdruck zu benutzen, auf der Seite des Volkes fast alle Feldherrn aus den Kriegen von 1813—15, sodann Männer wie Humboldt und Schön, selbst Stein standen, waren ihre Gegner Fürst Wittgenstein, Ancillon, und Andere. Der Staatskanzler Hardenberg suchte zwischen beiden Parteien zu vermitteln. Der Kern der zu entscheidenden Frage war der Constitutionalismus, wenn schon von den einzelnen Abzweigungen der Volkspartei mehr oder weniger moderirt.

Am 30. März (1817) wurde der Staatsrath eröffnet, und zugleich durch zwei Cabinetsordres aus seiner Mitte ein Ausschuß zur Entwerfung der Constitution und ein zweiter zur Prüfung des neuen Finanzgesetzes ernannt. Die hierher gehörende königliche Cabinetsordre lautet so: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes bestimmt, daß eine Commission in Berlin niedergesetzt werden sollte, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestände, um sich mit der Organisation der Pro-

vinzialstände, der Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorsitze zu beschäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Absicht übertragen. Ich bestimme zur Commission Sie, den Staatskanzler, als Vorsitzenden; den Fürsten Radziwill; den General der Infanterie Graf v. Gneisenau; den Staatsminister v. Barkhausen; den Staatsminister Freiherrn v. Altenstein; den Staatsminister v. Beyme; den Staats- und Justizminister v. Kircheisen; den Staatsminister Freiherrn v Humboldt; den Staats- und Finanzminister Grafen v. Bülow; den Staatsminister des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminister Fürsten v Wittgenstein; den Staats- und Kriegsminister Generalmajor v. Boyen; den Minister-Staatssekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den

Geheimen Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geheimen Justizrath und Professor v. Savigny; den Geheimen Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Diese Commission soll sich zuerst mit der Zuziehung der Eingesessenen aus den Provinzen beschäftigen; ihre Arbeiten sollen dem Staatsrath vorgetragen und von diesem Mir die Vorschläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will." —

Die Art und Weise, mit welcher diese Commission das Verfassungswerk angriff, zeigte meistens keine sonderliche Eile. Man sandte Commissarien in die verschiedenen Provinzen, welche Nachrichten über die alten Verfassungen und Meinungen angesehener Einwohner über die beabsichtigte neue sammeln sollten — das war vorläufig Alles. Etwas mehr beschäftigte man sich mit der Finanzfrage. Der Finanzminister Graf v. Bülow, ein Neffe Hardenbergs, hatte den Entwurf eines neuen Gesetzes über die Steuerverfassung eingereicht, der König ernannte zur Prüfung desselben und zur Behandlung dieser Angelegenheit über=

haupt gleichfalls eine besondere Commission, und zu deren Vorsitzenden Wilhelm von Humboldt. Der vom Finanzminister vorgelegte Gesetzentwurf wurde entschieden verworfen, und Humboldt war es insbesondere, welcher in einer sehr stürmischen Sitzung dagegen auftrat. Von da ab datiren zwei Dinge von Bedeutung in Humboldts politischem Leben: einmal trat zwischen ihm und Hardenberg eine sehr entschiedene Spannung ein, und dann sah man ihn im Publikum gewissermaßen als das Haupt der Opposition an. Der Finanzminister mußte übrigens von seinem Posten zurücktreten

Der Staatskanzler wünschte offenbar Humboldt nicht mehr in seiner Nähe zu haben, er fürchtete wohl einen Mann von solcher staatsmännischen Bedeutung, und Humboldt wurde indirekt veranlaßt, auf seinen Posten als Gesandter nach England abzugehen. Er kam im Beginn des October 1817 dort an. Von den Geschäften von besonderer Bedeutung, an denen er in dieser Stellung Theil nahm, ist die preußische Anleihe vom Jahre 1818 zu erwähnen, welche in England unter seiner Beihülfe abgeschlossen wurde.

Während Humboldts Anwesenheit in England sollten sich auch die Folgen des Zerwürfnisses zeigen, welches zwischen ihm und Hardenberg bestand. Dieser hatte schon vor mehreren Jahren ihm einen Ministerposten zugesichert, sobald ein solcher erledigt sei, er hielt indeß nicht Wort. Nicht allein wurde das eben eingerichtete Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts ihm nicht verliehen, sondern bei der Besetzung des Ministeriums des Aeußern ging man noch viel weiter, man verletzte Humboldt ganz öffentlich in den Augen des ganzen Volks, indem man nicht ihn, wie Jedermann erwartete, sondern einen Ausländer, den Grafen Christian v. Bernstorff, den bisherigen dänischen Gesandten am preußischen Hofe, zum Chef des Ministeriums des Aeußern machte. Wie man diese Handlungsweise des Staatskanzlers damals aufgenommen, berichten uns Zeitgenossen jener Periode an verschiedenen Orten. So schrieb Stein unter Anderm: „Bernstorff ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen über-

trifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundere die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen." Und in Hippels „Beiträgen zur Charakterisirung Friedrich Wilhelms III." heißt es: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, statt Bernstorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für solche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldts durchdringender Verstand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geistesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt, die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schicksal: mehr gefürchtet als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimnissen seiner Gedanken gern von einem Andern erforscht werden. Humboldts angeborner, durch die Kultur tiefer Wissenschaften gesteigerter Scharfsinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den sogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten sich bald mit ihm aus Wahlverwandtschaft. War er ihnen, wie meistens, an Wissenschaft überlegen, so lernten sie gern von ihm, an den Strahlen seines Genius sich sonnend . . . . Es mochte nothwendig geschienen haben, einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit, aber geringerem Talent, an die

Spitze von Geschäften zu stellen, die einer häufigen persönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Gesandten, unterworfen sind, als einen Mann, der nur Geist war, nichts als Geist.“ —

Humboldt war erbittert über die erfahrene Zurücksetzung, über das schlechte Worthalten des Staatskanzlers, und scheint seine Entlassung gefordert zu haben. Zu Ende des Jahres erscheint er auf dem Congreß von Aachen, indeß ohne wesentlichen Theil an den Geschäften zu nehmen. In Aachen stellte sich sein gutes Einvernehmen mit Hardenberg wenigstens äußerlich wieder her, er erhielt mehrmals die Zusicherung eines Ministerpostens, und ging im December nach Frankfurt, um die Geschäfte der Territorialcommission mit zu Ende zu führen. Er verweilte bis zu Ende Juli des nächsten Jahres in Frankfurt, und unterzeichnete am 20. Juli 1819 den bekannten Territorialreceß.

Zehnter Abschnitt.

W. v. Humboldt im preußischen Ministerium des Innern vom 12. August — 31. December 1819.

Der Staatskanzler hatte also in Aachen die Zusicherung eines Ministerpostens an Humboldt erneuert, die Anwesenheit eines Mannes von entschiedener Bedeutung und warmer Freundschaft für Humboldt in der nächsten Nähe des Königs, des Generaladjutanten und vortragenden Raths, v. Witzleben, mochte den Staatskanzler vielleicht beinahe gegen seinen Willen nöthigen, diesmal das gegebene Versprechen zu halten. Man beschloß, das Ministerium des Innern zu theilen, und Humboldt nicht eben den größeren Theil zu überweisen. Durch eine Cabinetsordre vom 11. Januar 1819 wurde der Fürst v. Wittgenstein des Polizeiministeriums enthoben und das=

selbe überhaupt mit dem Ministerium des Innern vereinigt.

Dann theilte man das Ministerium des Innern in zwei Departements, deren eins Wilhelm von Humboldt zu verwalten hatte, während das andere dem Herrn v. Schuckmann überwiesen war. Humboldts Direction waren u. A. unterworfen die ständischen Angelegenheiten, die Kommunal-Angelegenheiten aller Art, die landschaftlichen Creditsysteme, diverse Militärangelegenheiten und anderes mehr.

Humboldt übernahm am 12. August sein neues Amt: die liberaler denkenden Männer im ganzen Lande begrüßten seine Ernennung mit entschiedener Zustimmung und sahen in ihm allein den geeigneten Mann, welcher der immer stärker werdenden Reaction sich entgegenzustellen sowohl die Kraft als den Willen habe.

Wir wissen hinreichend aus der Geschichte, wie es um jene Zeit in Deutschland aussah. Das deutsche Volk hatte wenig Aussichten, daß ihm das Zugesicherte erfüllt werde — wir erinnern einfach an die Carlsbader Beschlüsse, welche bekanntlich am 20. September 1819 proklamirt wurden.

Humboldts Ernennung gab den Beobachtern der preußischen Politik eine gewisse Hoffnung. Man wußte von Humboldt, daß er bereits auf dem Wiener Congresse für constitutionelle Einrichtungen lebendig gesprochen hatte, man wußte ferner, daß er von der Nothwendigkeit, Reichsstände in Preußen einzurichten, durchdrungen war, und die Ernennung eines Mannes mit solchen Prinzipien, dem überdieß ganz besonders die ständischen Angelegenheiten untergeordnet waren, mußte ebenso sehr Aufmerksamkeit erregen wie Hoffnung erwecken. Ein Brief Humboldts, welchen die Augsburger Zeitung vor der Uebernahme des Ministeriums mittheilte, nnd der vom 31. Mai 1819 datirt ist, legt seine Ansichten über ein Verfassungswesen in Preußen, wie er es wünschte, im Allgemeinen dar — wir wollen einzelne Worte aus demselben mittheilen. „Daß neue Verfassungen", heißt es, wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen, und daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen in der Erweckung

und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß u. s. w."

Der oben erwähnte Constitutionsausschuß hatte nun bis zum Eintritt Humboldts in das Mini-

sterium des Innern fast nichts gethan, und hatte z. B. ein Freund eines der Mitglieder dieses Ausschusses, Stägemanns, Gelegenheit, demselben zu schreiben „. . . . . geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist." Kleinere deutsche Staaten, wie Baden und Bayern, hatten bereits Verfassungen erhalten, das Verlangen nach einer Verfassung für Preußen wurde im Lande immer reger, und Humboldt ging sogleich bei Uebernahme seines Amtes mit Entschiedenheit an's Werk. Er schrieb Denkschriften über Repräsentativverfassung in Preußen und einen Entwurf der Verfassung, und gab sich überhaupt allen Anstrengungen der ergriffenen Aufgabe hin.

Der König ernannte nun eine Commission aus der Mitte des früher erwähnten Constitutionsausschusses, welche einen Verfassungsentwurf bearbeiten sollte und aus Hardenberg, Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Daniels und Eichhorn bestand. Hardenberg legte dieser Commission den Entwurf einer reichsständischen Verfassung vor, Humboldt that dasselbe, wich indeß mit seiner Arbeit von der von Hardenberg vorgelegten

wesentlich ab. Es ist wenig von den Verhandlungen dieser Commission bekannt geworden, ebenso wenig wie die jetzt bald eintretenden Ereignisse, wodurch Humboldts Austritt aus dem Ministerium herbeigeführt wurde. Auch über das Wesen des Verfassungsentwurfes, den Humboldt vorlegte, wissen wir nichts zu sagen, da derselbe unseres Wissens niemals bekannt geworden ist. Wohl aber haben wir eine andere hierhergehörende Arbeit Humboldts, ein sehr ausführliches Schreiben vom 29. November 1821, welches er an den General v. Witzleben richtete, und in welchem er seine Ansichten über die Verfassungsfrage specieller entwickelt. Das Schreiben ist vollständig in Dorow's Buche über Witzleben zu finden, wir geben hier nur ein Bruchstück daraus, das folgende.

— — — — — — Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtnng ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel

weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja selbst auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edikts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen. In Rücksicht der Stände äußere Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume, will, den Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiederruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch, bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne

dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch ist dies nur ein Mangel.

Wenn Provinzialstände nur über Provinzialgegenstände reden dürfen, wie denn dies streng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maaßregeln auf gleiche Weise zu sprechen, so werden sie künstlicher Weise der allgemeinen eine provinzielle Absicht, ein einzelnes Interesse abzugewinnen suchen, und kein Reglement wird sie hindern können, jene Schranken zu überschreiten. Dies liegt in der Natur des Menschen, auch werden sie ja durch die allgemeinen Maaßregeln berührt; sie können sie drückend finden, und so ist es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit seinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun isolirt für sich sprechen will. Entsteht dies aber: so erwächst der Regierung ein ungeheueres Hinderniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maß-

regel verständigen? Demnach werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände sein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen inneren Widerstand wenigstens partiell zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich; wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung, entstehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil sie bei jeder Versammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialversammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Ansicht sogar weniger zugänglich ist. Dagegen werden sie sich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenseitig unterstützen, und dies ist eine zweite Gefahr. Kein noch so scharfsin=

niger Kopf kann sich herausnehmen, die Grenzen zwischen dem zu ziehen, was blos Provinzial=, und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maßregel von einer aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Versammlung, als gegen viele Versammlungen vertheidigen wollen? Mit isolirten Provinzialständen wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringem von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden

jetzt nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt, und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden sein, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird sehr bedenklich sein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Grenzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben, und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken

kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen sein. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen sein würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende Lust dazu weder Vorwände noch Anreizung findet. Diese Bedingungen scheint es mir unmöglich bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Prvinzialstände sein sollen, auf einem Punkt festgehalten, auf dem es nicht natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren wür-

den sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, indem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande sein würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurückzugehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich nnd gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll? — — —

Wir haben in dieser Mittheilung sowie in den vorhergehenden Worten angedeutet, welche Meinungsverschiedenheit im preußischen Ministerium herrschte; ein entscheidender Kampf zwischen den sich bekämpfenden Elementen war unvermeidlich, die schon erwähnten Carlsbader Beschlüsse ließen diesen Kampf zum Ausbruch kommen.

Humboldt erklärte diese Beschlüsse, an denen preußischerseits der Graf v. Bernstorff Theil genommen hatte, für „schändlich und unnational", und trat sehr entschieden gegen dieselben und eine derartige weitere Politik auf. Auf seiner Seite im Ministerium standen der Kriegsminister von Boyen und der Großkanzler von Beyme, und in Verbindung mit ihnen griff Humboldt den Staatskanzler und den Minister des Auswärtigen sehr entschieden an. Der Erfolg neigte sich auf seine Seite, bei seinen Einwendungen gegen das eigentlich Materielle der Carlsbader Beschlüsse trat ihm ein großer Theil des ganzen Ministeriums bei, doch nicht zu lange — bald genug waren die drei Minister wieder isolirt, sie reichtem dem König bestimmte Vorlagen ein, in denen sie ihre bisherige Opposition erneuerten und begründeten, und der Staatskanzler, dadurch entschieden in seiner ganzen Stellung bedroht, rettete

sich durch ein Bündniß mit dem früheren Polizeiminister, jetzigen Minister des königlichen Hauses. Einer seiner drei Gegner, der Kriegsminister von Boyen, nahm, der Kämpfe müde und insbesondere durch eine gegen seine Meinung in seinem Departement erlassene Verfügung von Bedeutung gereizt, seinen Abschied, erhielt ihn Mitte December, und dem Staatskanzler wurde es dadurch leichter, sich seiner beiden anderen Gegner zu entledigen. Am letzten Tage des Jahres 1819 erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihre Entlassung.

Am 4. Januar des folgenden Jahres las man in der preußischen Staatszeitung: „Auch haben des Königs Majestät die Staatsminister von Beyme und Freiherr von Humboldt von den Geschäften des Staatsraths und des Staatsministeriums sowohl, als den ihnen anvertrauten Departements vorerst, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anspruch genommen werden kann, zu dispensiren geruht.“ Am 8. Januar konnte man in demselben Blatte die weitere Mittheilung lesen, daß die Geschäfte der von Sr. Majestät zur Bearbeitung der künftigen ständischen Verfassung ernannten Commission, ungeachtet der Staatsminister von Humboldt aus derselben ge-

schieden sei, ihren Fortgang hätten. Der Theil des Ministeriums des Innern, welchen Humboldt zu verwalten hatte, ging an den Minister von Schuckmann über, die Verwaltung des Fürstenthums Neufchatel, welches Humboldt gleichfalls überwiesen war, ging an Hardenberg zurück. Daß russische und österreichische Einwirkungen des Staatskanzlers künftige Verbündete gewesen seien, wurde nirgends bezweifelt, eben so wenig wurde Humboldt's Austritt aus dem Ministerium irgend wo nicht schmerzlich bedauert und empfunden, die speciellen Kreise seiner Gegner allein ausgenommen.

W. v. Humboldt wies die ihm angebotene Pension eines Staatsministers von 6000 Thalern zurück, und ertrug seinen Fall überhaupt mit all der Ruhe, welche edle und große Gemüther in keinen Verhältnissen des Lebens verläßt. Wie edelmüthig er persönlich über das Geschehene urtheilte, dafür können wir aus den vielen dahin gehörenden Beispielen einen seiner Briefe an Varnhagen v. Ense vom 7. Mai 1830 mittheilen. Letzterer hatte ihm geschrieben, daß er sich damit beschäftige, das Leben Hardenbergs zu schreiben; in Humboldts Erwiederung finden wir unter Anderem folgende Worte: „Meine Empfindungen für Hardenberg sind in allen Zeiten,

auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1819 wie die Entwickelung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preußen herbeizuführen, als den seinigen. Ich habe dies in der Mitte dieser Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden schien, für den Ausgang gezittert. Dagegen ist es gewiß auch wahr, daß man für sich selbst vielleicht eher auf den Antheil an diesem Drama verzichtet hätte, um in entschiedenerer Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen." —

Humboldt kehrte in das Privatleben, in den Kreis der Seinigen, zu den Wissenschaften zurück.

Elfter Abschnitt.

W. v. Humboldt im Privatleben bis zum Tode seiner Gattin.

Humboldts politische Laufbahn war beendet. — Bei einem Manne, der gleich Ausgezeichnetes auf dem Felde der Politik wie auf dem Gebiete der Wissenschaft leistete, bedingt eine Darstellung seines Lebens das besondere Eingehen in die politische Thätigkeit; durch Humboldts Ausscheiden aus dem Ministerium ist indeß ein natürlicher Schlußstein für dieselbe gesetzt, und von jetzt ab werden wir den Privatmann Humboldt in seiner Rückkehr zur allerdings nie aufgegebenen Cultivirung der Wissenschaften und Künste zu schildern haben.

Einer von Humboldts Freunden, Friedrich von Müller, weiß mit wenigen Worten Humboldts noch übriges Leben zu schildern, wenn er

seine Rückkehr in das Privatleben anführt und dann sagt: „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach Außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten.“

Und ein anderer seiner Biographen schildert bei Gelegenheit der Darstellung von anregenden und geistvollen gesellschaftlichen Zusammenkünften im Humboldt'schen Hause ihn selbst in folgenden Worten: „Und nun Humboldt selbst! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die

meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte und den Erdkreis in seinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit spendete, morgen mit einem der ersten Gelehrten die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. Champollion's Hieroglyphenforschungen, durchsprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Januar-Tage auffrischte, ein anderes Mal Begegnisse und Anekdoten aus der Zeit seiner politischen Laufbahn zum Besten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einst in Rom und Albano verlebt hatte. Dieser Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebote stand, mit denen man Geister festhält — imponirende Würde, Fülle der Beredtsamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der scherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entströmte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiösen Sprachforschungen untergegangen meinte, einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen

hatte, und der bei einer Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele und einen so durchdringenden Verstand fähig gehalten hätte.“ — — —

Wir erwähnten bereits, daß Humboldt zu den Musen mehr als in seinem ganzen vergangenen Leben zurückkehrte, dazu kam, daß ihm das Leben in seiner Familie jetzt ebenfalls mehr als früher zu Gebote stand, und so sehen wir ihn denn das glücklichste Leben theils in Berlin, theils in Tegel führen, halb den Freuden seines Familienkreises gewidmet, zur anderen Hälfte den ernsthaftesten Studien zugewendet. Daß er mit denselben sich auf das Lebhafteste bei den so vortrefflichen Anstalten des höheren Wissens und höheren Lehrens betheiligte, an denen Berlin so reich ist, verstand sich von selbst. So sehen wir ihn am 29. Juni des folgenden Jahres — 1820 — in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag halten über „das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.“ Im folgenden Jahre, am 12. April, hielt er einen zweiten über „die Aufgabe des Geschichtsschreibers“; in demselben Jahre gab er auch seine Schrift „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner

Spaniens vermittelst der Vaskischen Sprache" heraus. Am 17. Januar des nächstfolgenden Jahres las er in der Akademie die Abhandlung über „das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung"; in den folgenden Jahren folgten unter Anderm Vorträge über eine philosophische Dichtung der Indier, wie Humboldt denn überhaupt jährlich ein oder mehrere Male wissenschaftliche Vorträge in der Akademie hielt.

Dabei machte er Reisen, lebte der höhern Gesellschaft, und wurde durch Besuche bedeutender Persönlichkeiten erfreut. Das größte Vergnügen gewährte ihm der Besuch seines Bruders Alexander, welcher den König von Preußen auf einer Reise nach Italien begleitet hatte und im Beginn des Jahres 1823 zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Berlin eintraf.

In den Jahren 1822—24 wurde Wilhelm v. Humboldt insbesondere von dem Neubau des Schlosses Tegel in Anspruch genommen. Das Aeußere dieses Neubau's nicht minder wie das Innere wurden geschmückt mit der Begabung und Erfahrung des vortrefflichsten Geschmacks, welcher dem Besitzer eigenthümlich war, zahlreiche aus Rom und von anderen Reisen mitgebrachte

Kunstschätze fanden hier die passendste Aufstellung und Verwendung. Er schreibt in seiner genialen Weise über das neue Schloß an Gentz: „Hier habe ich mir eine Wohnung mit Gypsen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Um die Mitte jener Zeit, in welcher Humboldt mit diesem Neubau beschäftigt war, traten Ereignisse ein, welche ihn aus der kaum angetretenen Zeit der Ruhe und der Muße beinahe wieder in die bewegten der politischen Betheiligung geführt hätten. Der Zufall wollte nämlich, daß innerhalb sehr kurzer Zeit drei bedeutende preußische Staatsmänner mit Tode abgingen. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg starb zu Ende des Jahres 1822 in Genau, der Staatsminister v. Voß, welcher ihn ersetzen sollte, starb am 30. Januar 1823, und ein dritter Mann endlich, welcher wohl geeignet schien, nun des Staatskanzlers Stellung zu übernehmen, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf, starb am 17. Januar.

Der König war in großer Verlegenheit, wen er nach dem so schnell aufeinander erfolgten Tode dieser drei Männer mit der obersten Leitnng der Staatsgeschäfte betrauen sollte. Der General von Witzleben brachte seiner Ueberzeugung das Opfer, mit Bestimmtheit auf W. v. Humboldt als einzigen der augenblicklichen Situation gewachsenen und passenden Staatsmann zu verweisen. Der König lehnte die mündliche Hinweisung ab, und concentrirte seine Meinung auf den Grafen Lottum — v. Witzleben unternahm es darauf, den König in einer schriftlichen detaillirten Eingabe für Humboldt zu bestimmen. Dieses Actenstück ist später veröffentlicht worden — wie es den Verfasser ehrt, zeigt es nicht minder, wie hoch Humboldt, der Staatsmann und Politiker, von seinen Zeitgenossen geschätzt und geachtet wurde. Wir wollen ein Bruchstück aus dieser Eingabe anführen, dieselbe euthält ein viel begründeteres, abgeschlosseneres Urtheil über Humboldt, als man mit Aufbieten aller Rede- und Schreibkünste herstellen könnte.

„Da des Königs Majestät", schreibt v. Witzleben, „in seiner hohen Stellung so selten Meinungen unumwunden ausgesprochen hört, so halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die

meinige so vorzulegen, als wenn ich sie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit sein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen anderen Bewegsgrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu lassen bereit bin. Und so spreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann existirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten in dem Maße genügte, wie der Minister von Humboldt. Ich werde ihn, so weit ich ihn kenne, zu schildern suchen, keine Fehler verschweigen, aber auch die guten Eigenschaften gehörig würdigen.

Der Minister von Humboldt ist ein Mann von umfassendem Wissen, einem seltenen Scharfblick, gewiegter Geschichtskenntniß; er befindet sich in den besten Jahren, genießt einer zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit und ist an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Ansichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußische ungemein richtig, und ist überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunst. Er kennt die Zeit mit allen

Schroffheiten und Klippen und ist dem monarchischen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man spricht nicht vortheilhaft von seiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigstens jetzt, Lügen strafen. Da man von Todten nur Gutes reden soll, so schweige ich über die Anschuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann (Hardenberg). Man sagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genieße. Dieses wird des Königs Majestät am besten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse doch die inneren die Hauptsache sind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulassen wird, welche das glückliche Verhältniß stören könnten. Daß aber die inneren Verhältnisse durchaus eine kräftige Führung entschieden erheischen, hat der König selbst erkannt und ausgesprochen, und daß dies jetzt um so nöthiger ist, liegt an den sich gestaltenden äußeren Conjunkturen, aus welchen Verwicklungen und Krisen dieß uns nur hervorziehen kann.

Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich sein, daß der Minister von Humboldt sich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürsten Metternich zum Kaiser von Rußland geschehen ist, der früher eben so gegen ihn war, als er ihm jetzt sein Zutrauen geschenkt hat. Bei der Reinheit der Gesinnung des Kaisers ist vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürsten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaisers gewesen. Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Posten gestellt werden soll, die allgemeine Opinion für sich haben müßte, so ist dies vollständig bei dem Minister von Humboldt der Fall. Es mag Minister und Beamte geben, die gegen ihn sind, weil sie die Schärfe seines Verstandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuschung duldet. Im Publikum ist nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil selbst, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarschalls Grafen Kleist mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarschall mir weder die Eigenschaften zu besitzen schiene, welche

für die Stelle eines Präsidenten nothwendig seien, noch insbesondere der Erwartung, dem Ministerium zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister von Humboldt und sagte: „daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister von Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht.“

Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine.

Darauf erwiederte er mir wörtlich: „Wenn der König ihn nimmt, so soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Ministerium waren, als er darin saß.“

So habe ich mein Herz ausgeschüttet, und es bliebe mir nur noch übrig, einige Worte über den Mann zu sprechen, der nach dem Minister von Humboldt der einzige im Ministerium ist, auf den sonst des Königs Wahl fallen könnte: den Grafen von Lottum. Dieser sonst mit den

herrlichsten Eigenschaften ausgestattete Staatsmann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte. . . . . Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

So rücksichtsvoll und anerkennend nun dieses Aktenstück eine Beleihung Humboldts mit der erwähnten hohen Stellung empfahl, hatte es doch keinen Erfolg — der König konnte sich nicht entschließen, einen Mann, gegen den das Ausland so viel einzuwenden haben mochte, die höchste Leitung der Staatsgeschäfte anzuvertrauen. —

Die folgenden Jahre aus Humboldts Leben sind insbesondere durch seine Betheiligung an zwei Schöpfungen bezeichnet, welche in Berlin an's Licht traten, und an deren ersterer Humboldt einen besonders lebendigen Antheil nahm. Diese eine war der 1825 gegründete Verein der Kunstfreunde. Zuerst hatten sich nur eine Anzahl Berliner Künstler und Kunstfreunde vereinigt, um mit jährlichen Beiträgen die in Rom studirenden vaterländischen Künstler zu unterstützen; bald genug indeß erweiterte sich diese Vereinigung sowohl in Bezug auf die Zahl der Theilnehmer, wie den ursprünglichen Zweck, ein Direktorium und ein Künstlerausschuß leitcten den Verein, und Wilhelm von Humboldt trat an die Spitze des ersteren. Mit großem Eifer besorgte er die ihm obliegenden Angelegenheiten des Vereins, unter anderen hatte er ein oder mehrere Male im Jahre den Bericht über die Situation des Vereins den Mitgliedern abzustatten. Am 29. Januar 1826 gab er den ersten, am 23. März 1835 den letzten dieser Berichte. —

Die andere Schöpfung, welche wir zu erwähnen haben, welcher Humboldt übrigens ferner blieb, war die Gründung der Berliner Jahr=

bücher für wissenschaftliche Kritik. Obschon dieselben unter Hegels Auspicien erschienen, hatte man doch auch Männer von Bedeutung zur Betheiligung eingeladen, welche der Hegel'schen Philosophie fern standen, unter ihnen auch Humboldt. In einem Briefe Humboldts an Gentz vom 1. März 1828 schreibt Humboldt von den Anfängen dieser Jahrbücher: „In das, was Sie von den Jahrbüchern sagen, stimme ich vollkommen überein. Es sind einige sehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'schen, einige gründlich wissenschaftliche, wie die Boppische, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geschmack nicht abgewinnen. Hegel ist gewiß ein sehr tiefer und seltener Kopf, allein daß eine Philosophie dieser Art wahrhaft Wurzel schlagen sollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigstens habe mich, so viel ich es bis jetzt versucht, auf keine Weise damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags schaden. Diese ist nicht anregend und, wie die Kantische und Fichtische, kolossal und erhaben, wie die Finsterniß des Grabes, sondern entsteht aus sichtbarer Unbehülflichkeit. Es ist, als wäre die Sprache bei dem Verfasser nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, ist

er nichts weniger als leicht und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantasie liegen. Dennoch möchte ich über die Philosophie nicht absprechen. Das Publikum scheint sich mir in Absicht Hegels in zwei Classen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen schroffen Eckstein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philosophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlassen wollen, er macht Schule und macht sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher sind daraus entstanden. Ich bin sogar darum mit Fleiß in die Gesellschaft getreten, um anzudeuten, daß man sie nicht so nehmen solle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und stehe äußerlich sehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für seine Fähigkeit und sein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Wir wollen nicht entscheiden, inwieweit Humboldt sich in seiner äußeren Beurtheilung der Hegelschen Philosophie geirrt hat, wir führen als hierher gehörend nur noch an, daß er der an ihn ergangenen Einladung Folge leistete und einige Arbeiten für die Berliner Jahrbücher schrieb. —

Im Jahre 1827 sollte W. v. Humboldt endlich auch einen der regsten Wünsche seines Herzens in Erfüllung gehen sehen: das enge und innige Zusammensein mit seinem Bruder Alexander, wonach er seit langer Zeit verlangt, sollte endlich möglich werden. Alexander v. Humboldt hatte sich entschlossen, seinen bisherigen Wohnort Paris mit Berlin zu vertauschen, und die beiden edlen, vortrefflichen Brüder sollten nun endlich Gelegenheit zu ungestörtem und längerem persönlichen Verkehr mit einander finden. Diese beiden großen Männer durften wohl mit gerechtfertigter stolzer Zuversicht auf sich und ihre gegenseitigen Leistungen blicken, und wir finden in Wilhelm v. Humboldts Briefen aus jener Zeit mehr als ein Zeichen der Liebe und Verehrung, welche er für die geistige Größe des jüngeren Bruders tief im Herzen trug. Alexander v. Humboldt hielt damals in Berlin jene berühmten Vorlesungen, welche die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich zogen, und die Theilnahme Wilhelms war dabei die lebendigste. —

Ehe wir von dem großen Verlust erzählen, welchen Humboldt durch den Tod seiner Gattin erlitt, haben wir anzuführen, daß der Tod auch

manche von seinen Freunden ereilte, welche ihm im Leben theuer waren, und denen er ein ehrendes Gedächtniß bewahrte. So starben in einem und demselben Monat eines und desselben Jahres zwei Männer, welchen Humboldt in innigster Freundschaft verbunden gewesen war: F. A. Wolf, welcher am 8. August, und der Graf Schlaberndorf, welcher am 24. August 1824 starb. —

Unter den Reisen, welche Humboldt in jenen Jahren machte, führen wir als die letzte größere nur an, welche in das Jahr 1828 fiel. Humboldts jüngste Tochter, Gabriele, war mit einem Herrn von Bülow verheirathet, welcher später Minister des Auswärtigen war, jetzt aber den Gesandtschaftsposten in London bekleidete. Wilhelm von Humboldt begleitete nun die Frau v. Bülow über Paris nach London, an welcher Reise auch Frau von Humboldt und die älteste unverheirathete Tochter Caroline Theil nahmen. Auf dem Rückwege von London gingen sie wiederum nach Paris, und von da nach Gastein, wo die leidende Frau von Humboldt die Bäder gebrauchte. Im Herbst kehrte die Familie nach Tegel zurück, doch brach jetzt die Krankheit der Frau von Humboldt mit erneuter Heftigkeit aus,

während man ihre vollständige Genesung erwartet hatte. Die Krankheit nahm einen sehr schlimmen Verlauf und wurde fast ein monatelanges Sterben. Der Tod erlöste sie endlich am 26. März des folgenden Jahres, 1829, von ihren Leiden.

Wie umfangreich der Verlust seiner Gattin für Wilhelm von Humboldt sein mußte, läßt sich nur andeuten, nicht beschreiben. Sie war ihm nicht allein die treue, geliebteste Gattin und die edelste Mutter ihrer Kinder, sie war ihm auch die Begleiterin wie auf dem Lebenswege, so auf seinen Wanderungen durch die Gebiete der Wissenschaft gewesen. Mit ihr hatte er die inneren wie äußeren Genüsse des Lebens getheilt, die ihm dadurch doppelt werthvoll geworden waren; und jetzt, als er frei von den Fesseln des Amtes und äußerlicher Thätigkeit sich mit Ruhe zu den immer geliebten Studien zurückwenden, und mit Befriedigung auf das hinter ihm liegende Leben zurückblicken konnte, da nahm ihm der Tod die treue, die so verehrte Theilnehmerin der Ereignisse, wie der Erinnerungen seines Lebens.

Wilhelm von Humboldt trauerte tief um

seine hingeschiedene Gattin, und bis zu den letzten Tagen seines eigenen Lebens war die Ruhestätte derselben im Park zu Tegel der Ort, wohin er am liebsten seine Schritte wendete.

Zwölfter Abschnitt.

Wilhelm v. Humboldts letzte Lebensjahre.

Vielleicht war es eine jener eben so zarten wie edelsinnigen Verfügungen, wie wir sie im Leben des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten mehr als einmal finden, welche im Mai des Jahres 1829, also sehr kurze Zeit nach dem Tode seiner Gattin, Wilhelm von Humboldt an die Spitze der Commission stellte, der die Einrichtung des neuen Museums übertragen war. Diese Commission, welcher Humboldt präsidiren sollte, bestand aus in der künstlerischen Welt sehr bekannten und hochgeachteten Männern, nämlich dem Erbauer des Museums, Schinkel, dem Maler Wach, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Dr. Waagen und dem Hofrath Hirt, inmitten der Geschäfte trat noch die Betheiligung

des Freiherrn von Rumohr dazu. Es konnte für Humboldt nicht leicht eine anziehendere und ihn mit Rücksicht auf den großen Kummer, welcher auf ihm lastete, angenehmer zerstreuende Wirksamkeit geben, als die ihm übertragene. Mit größtem Eifer unterzog er sich der gestellten Aufgabe, und wir finden als eine einsichtsvolle, doch wohl verdiente Anerkennung seiner Leistungen in der Vorhalle des Museums nicht nur die Marmorbüste des Erbauers, sondern auch die Wilhelms von Humboldt aufgestellt, vom Bildhauer Tieck gearbeitet. —

Im Sommer des Jahres 1829 wie auch des folgenden, ging Humboldt zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Gastein, die übrige Zeit verbrachte er zumeist in Tegel. Er ging jetzt oft und gern mit seinen Gedanken auf besonders wichtige Epochen seines Lebens zurück, und zumeist war es sein Aufenthalt in Jena, sein Verhältniß zu Schiller und Göthe, dessen er viel gedachte. Ein Resultat dieser lebendigen Rückerinnerung war denn unter Anderm die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller. Im Mai des Jahres 1830 schrieb er die Vorerinnerung dazu, gewiß das beste Denkmal, welches er seinem großem gestorbenen Freunde setzen konnte,

und noch in demselben Jahre erschien der Briefwechsel im Druck.

Etwas aus gleichem Hintergrunde Hervortretendes war seine Arbeit über den Schlußband von Göthes italienischer Reise, welche mit der Ueberschrift „Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788" in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschien. Ueber diese so außerordentlich werthvolle Arbeit, welche auch in Humboldts gesammelten Schriften abgedruckt ist, hat man nur ein einstimmiges Urtheil voll der entschiedensten Anerkennung vernommen — wie bescheiden der Verfasser selbst darüber dachte, wollen wir hier erzählen. Varnhagen von Ense hatte Humboldt auf den eben erschienenen letzten Band von Göthe's italienischer Reise aufmerksam gemacht und ihn zu einer Kritik desselben in den Berliner Jahrbüchern zu veranlassen gesucht. Humboldt antwortete auf diese Aufforderung: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich

Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedauere, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstands würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Indeß sollte es ihm daran nicht fehlen, und am 20. August (1830) konnte er das fertige Manuscript an Varnhagen absenden mit den liebenswürdig bescheidenen Worten: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zu-

rück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Bereits im September wurde die Arbeit gedruckt, sie fand entschiedensten Beifall, auch in Göthe's Briefwechsel aus jener Zeit finden wir mehrfach seine anerkennendsten Worte.

Das Jahr 1830 sollte für Humboldt noch in anderer Beziehung Bedeutung gewinnen, er erlebte „eine Art Restauration", wie sich Alexander von Humboldt selbst ausdrückte; er erhielt den schwarzen Adlerorden, den höchsten Orden des preußischen Staats, und wurde auch in den Staatsrath zurückgerufen. Die königliche Cabinetsordre, vom 15. September datirt, ist für Wilhelm von Humboldt zu ehrend und anerkennend, als daß wir sie hier nicht mittheilen sollten, sie lautet: „Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden,

und den Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweise meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt."

Wie groß auch die Freude war, welche diese Anerkennung bei einem großen Theil des Publikums erregte, so war das Factum selbst doch ohne sonderliche Folgen. Während in Frankreich, Belgien, Polen, auch wohl im südlichen Deutschland die Kunst des Regierens um jene Zeit etwas schwieriger, ja zuweilen sogar auf Momente überhaupt sehr in Frage gestellt war, ging in Preußen die Verwaltung den geordnetsten Gang, der Staatsrath hatte sehr wenig nur zu

thun, und folglich Wilhelm von Humboldt in seiner Eigenschaft als Mitglied dieses Staatsrathes ebensowenig.

Er lebte sich denn auch immermehr und mehr in ein ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmetes Leben zu Tegel hinein, und brachte die Stunden der Erholung fast nur im Kreise seiner ihn mit liebevoller Sorgfalt umgebenden Familie zu. Seine älteste, unverheirathet gebliebene Tochter Karoline und die zweite, Adelheid, welche an den General von Hedemann verheirathet war, lebten bei ihm in Tegel, und pflegten ihn, den die Schwächen des Alters bereits lebhaft drückten, mit zärtlicher Bemühung. In den Jahren 1831—33 besuchte er das Seebad Norderney, und kehrte immer gestärkt von dort zurück. Für seinen Geist fand er zumeist Beruhigung wie Erfrischung in dem Umgang mit seinem Bruder Alexander, welcher nach der Rückkehr von seiner asiatischen Reise fast ununterbrochen mit ihm verkehren konnte. Auch die Correspondenz mit Göthe war ihm sehr angenehm und theuer, und wir haben die letzten Zeichen dieser Correspondenz vor uns, welche beweisen, wie innig das Verhältniß dieser beiden großen Männer unter einander war. Wir wollen einen Brief Wil-

helms von Humboldt an Göthe, den vorletzten, welchen er an ihn geschrieben, hier mittheilen.

Wilhelm von Humboldt an Göthe.

Tegel, am 6. Januar 1832.

Es hat mich unendlich gefreut, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und glänzendsten Hervorbringung sind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur geringen Respekt) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem sich alle meine früheren Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man, außer sich dargestellt, in Andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige

ist, so kann ich es nicht für gleichgiltig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es in der Welt einmal zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einschlag, das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaaßen nothwendige Folge ist.

Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt. —

Ein letzter Brief Humboldts an Göthe, welcher am Tage von Göthes Bestattung, am 26. März, in Weimar eintraf, ist uns seinem Inhalte nach nicht bekannt geworden.

Humboldt war durch den Tod dieses großen Freundes tief erschüttert, und ergriff nicht lange nachher, am ersten Mai, bei Erstattung des Jah-

resberichtes in dem Kunstverein, Gelegenheit, dem Gestorbenen ein Wort der Erinnerung nachzurufen. Aus dieser Rede, der letzten, welche ein öffentliches Auftreten Humboldts bezeichnete, wollen wir Einiges hier anführen. Er knüpfte dabei an einen noch in demselben Jahre von Göthe bei dem Kunstverein eingelaufenen Brief an, in dem mehrere Mittheilungen an denselben in Aussicht gestellt waren, und fuhr dann fort: „Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen aber selbst beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn

empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den innern theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhabendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höhern Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit Maaß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese

Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußern und innern Welt. Auf diesen Punkt hin war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein in ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattet, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen,

Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammen genommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und festgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung

und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkürlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.“ —

Mit solchen Worten ehrte Humboldt den vor ihm dahingeschiedenen Freund. Noch mehrere seiner vortrefflichsten und bedeutendsten Freunde sah er in jener Zeit noch aus dem Leben gerufen werden, wie Niebuhr, Stein, Gentz und Andere mehr. — —

Die letzten Jahre seines Lebens widmete Humboldt, soweit es ihm irgend gestattet war, der Vollendung seines großen Sprachwerks, des bedeutendsten Erbtheils, was er uns hinterlassen hat. Es erschien dies Werk in drei Bänden während der Jahre 1836, 1838 und 1839 unter dem Titel: „Ueber die Kawi-Sprache auf der

Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts." Die gelehrte Welt schätzt dieses Werk als eines der großartigst n Erzeugnisse des menschlichen Geistes nach dieser Richtung hin — wir würden den Raum unseres Buches zu sehr überschreiten, wollten wir speciell auf dieses Werk eingehen, zumal ein Kreis derer, welche ein großes Interesse daran zu nehmen haben, doch immer ein beschränkter bleiben muß. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Hinweisung auf dasselbe, und führen Humboldts Biographie weiter fort.

Die Schwäche des Alters stellte sich auch bei ihm ein, obschon sein Geist davon beinahe unberührt blieb, wollten doch Auge und Hand nicht mehr mit gleicher Festigkeit ihre Dienste leisten. Am 5. Februar seines Todesjahres — 1835 — schrieb er noch: „Ich bin kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein stillglückliches Leben." Der Kreis seiner Kinder war durch seine jüngste Tochter, welche an den Herrn von Bülow verheirathet

war, zu seiner Freude wieder vermehrt worden. Einige Wochen nach dem Datum obigen Briefes, am 23. Februar, dem Geburtstag seiner verstorbenen Gattin, hatte er sich bei einem Besuch, den er ihrer Ruhestätte machte, eine heftige Erkältung zugezogen; von da ab hörte der krankhafte Zustand nicht mehr auf, und am 27. März trat eine Art Ohnmacht ein, welche sich in den folgenden Tagen mehrere Male wiederholte. Die geschicktesten Aerzte Berlins, Dieffenbach und Rust, behandelten ihn, ohne ihn jedoch retten zu können. Am 1. April nahm er von seinen Kindern, seinem Bruder Alexander und seinen Schwiegersöhnen Abschied. Mit der edelsten Ruhe und Klarheit sprach er zu ihnen: „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit, und nur so. Ich habe viel Glückliches und Freudiges erlebt.“

Die folgenden Tage wurde das Fieber heftiger, er verfiel in Phantasien, in denen er griechische und deutsche Verse vor sich hin sprach, und die ihn Umgebenden nicht immer erkannte. Am 8. April schien eine Besserung eintreten zu wollen, er ließ sich, wie schon früher, das Bild seiner Gattin reichen und unterhielt sich mit seinen Töchtern, doch war diese Besserung nur eine

scheinbare. Er gab das Bild wieder weg mit den Worten: „Nun adieu — hängt sie wieder weg!“ verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte, und gegen 6 Uhr Abends, mit der untergehenden Sonne, schied seine Seele aus dem Leben. —

Der Schmerz um diesen Verlust war allgemein. Der edle Bruder des Todten, Alexander von Humboldt, hatte Tag für Tag das Lager des geliebten Kranken besucht, wir haben ein Paar Briefe, von ihm kurz vor und gleich nach dem Tode Wilhelms von Humboldt geschrieben, welche Zeugniß von dem tiefen Schmerze des großen Mannes gaben, den einen an Varnhagen, den andern an Arago — wir theilen sie beide mit.

An Varnhagen:

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh,
den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in die Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin.

Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspürt. Die Stimme war sehr schwach, rauh und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Vollendung." ...... Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage. — —

Und an Arago am 10. April:

J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs, en pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagè en vous écrivant. .... Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semeines: un tremble-

ment continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travallait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivaut du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothéque publique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intelligence et une âme pleine d'èlévation et de noblesse. Je reste bien isolé.....

Wir glauben einer Anzahl unserer Leser eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn wir dieses edelmüthige Denkmal brüderlicher Liebe hier in folgenden Worten deutsch wiedergeben: „Ich habe das Unglück gehabt, vorgestern Abend meinen Bruder zu verlieren — ich bin in tiefster Trauer. Wenn wir den größten Schmerz empfinden, erinnern wir uns an diejenigen, welche uns die Theuersten sind, und ich fühle mich ein wenig erleichtert, indem ich an Sie schreibe ..... Wir haben ihn zehn Tage lang sterben sehen. Seine Schwäche hatte seit mehreren Wochen ge-

fährlich zugenommen, ein fortwährendes Zittern hatte sich in den Gliedern gezeigt, aber der Geist hatte seine ganze Energie bewahrt. Er arbeitete ununterbrochen, und hinterläßt zwei beinahe vollendete Werke, das eine über die Sprachen des indischen Archipelagus, die vom Sanscrit abstammen, das andere über den Ursprung und die Philosophie der Sprachen im Allgemeinen. Diese Werke werden veröffentlicht werden. Mein Bruder hat seine Manuscripte, begonnenen Arbeiten und seine werthvolle Büchersammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht. Er ist an einer Brustentzündung gestorben, wobei er mit schmerzlicher Beharrlichkeit die Fortschritte der Krankheit fortwährend beobachtete. Er hatte eine hohe Intelligenz und eine Seele voll erhabener Anschauungen und Adel. Ich bin recht allein u. s. w." — —

Wilhelm von Humboldt wurde am 12. April unter der Theilnahme einer großen den höchsten und niederen Ständen angehörenden Begleitung im Schloßgarten von Tegel neben seiner Gattin bestattet. —

Dreizehnter Abschnitt.

Wilhelm von Humboldt's Schriften. — Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit einer Freundin.

Wir wollen am Schluß unseres Buches der literarischen Thätigkeit Humboldts noch einmal in zusammenfassender Weise gedenken.

Der Lieblingswunsch Wilhelms v. Humboldt, daß sein Bruder Alexander die Herausgabe seines literarischen Nachlasses besorgen möge, ist in Erfüllung gegangen. Alexander von Humboldt hat sich unter Beihülfe des Dr. Brandes dieser Herausgabe unterzogen, und so sind denn von „W. v. Humboldts gesammelten Werken" bereits 6 Bände in den Jahren 1841—48 erschienen, ohne daß die Sammlung indeß damit beendigt ist. Der fünfte Band enthält W. v. Humboldts Portrait.

Wir haben den Inhalt dieser Humboldt'schen Werke im Verlauf unserer Darstellung zumeist schon erwähnt; wir wollen hier noch die Anführung eines Theils desselben nachtragen, welcher sich auf diese Bände vertheilt: es ist dies eine große Anzahl Sonette, die der Herausgeber aus dem großen Schatz solcher Dichtungen auswählte, welche sich im Nachlaß Wilhelms von Humboldt vorfanden. Die Zahl dieser von ihm gedichteten Sonette soll sich auf zwölfhundert belaufen — die bis jetzt mitgetheilten geben wesentliche Hülfsmittel an die Hand, den Verfasser richtig zu beurtheilen und ihn namentlich an seinem Gemüth zu erkennen. Wir haben nur wenige Verse von Wilhelm v. Humboldt mittheilen können, denn er ist kein Dichter in gebundener Rede, und auch diese Sonette, welche sich bis jetzt in den gesammelten Werken finden, sind nicht etwa ausgezeichnet durch Schönheit der Form — der werthvolle Inhalt ist es, welcher den Leser besonders anzieht. Wir wollen aus der großen Zahl nur ein einziges, aus dem vierten Bande der gesammelten Werke, anführen, das folgende:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süßer ist's, wenn Weste linder wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen,
Um meiner Freuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heiterer Anmuth süß umgeben;
Daß beide Leben sanft zusammenschweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen. —

Daß das große Sprachwerk ebenfalls von Alexander von Humboldt herausgegeben wurde, haben wir schon oben erwähnt. Außer diesem großen Werk hat W. v. Humboldt noch eine Anzahl kleinerer in das Gebiet der Sprachwissenschaften gehörender Werke geschrieben, deren wir auch bereits zum Theil erwähnt haben. — Einige von diesen kleineren Schriften wurden von dem Verfasser zumeist in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen. —

Von allgemeinerem Interesse unter Humboldts Werken sind die gleichfalls schon erwähnten Abhandlungen „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers," „Ueber Göthes zweiten römischen Aufenthalt," und dann insbesondere die Einleitung in seinen Briefwechsel mit Schiller. —

Zuletzt endlich haben wir ein aus Briefen von W. v. Humboldt an eine Dame entstandenes Werk zu erwähnen, welches in letzterer Zeit erschienen ist, und eine Anerkennung gefunden hat, wie wenig andere Bücher in neuerer Zeit, es sind das die „Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin," welche, im Verlage der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig, bereits in vierter Auflage vor uns liegen.

Diese Briefe sind „an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden." . . . . . „Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in eine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit."

Ueber das Entstehen dieser Briefe theilen wir

aus der Einleitung folgendes mit den Worten der Freundin mit.

„Wir lernten uns in früher Jugend im Jahre 1788 in Pyrmont kennen, wohin Herr v. Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andere, wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturme, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahnet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldts Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung ebenso mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand, worüber er sprach.

Herr v. Humboldt reiste nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhältnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es

knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern, und meine Seele war mehr noch als vorher auf's Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne" wurde klarer und stärker in mir."

So weit die „Freundin." Wir fügen hinzu, daß sie in diesem Zusammentreffen mit Wilhelm von Humboldt vom Jahre 1788 Veranlassung nahm, sich im Jahre 1814, als er beim Wiener Congreß war, mit einer auf bestimmte Geldverhältnisse sich beziehenden Bitte an ihn zu wenden. Die Dame hatte nämlich im Jahre 1806 einen bedeutenden Theil ihres Vermögens dem Herzogthum Braunschweig geliehen, ihre spätern Bemühungen, dieses Darlehn zurückzuerhalten, waren resultatlos, sie wandte sich an W. v. Humboldt um Rath, und von da ab begannen diese Briefe Humboldts, welche bis wenige Tage vor seinem Tode von ihm fortgesetzt wurden. Es sind mehr als hundertfünfzig Briefe, zum Theil von hohem Werth; sie gehen zuweilen von persönlichen Situationen der „Freundin" aus, eben so auch sind

es Antworten auf gestellte Fragen, fast immer indeß sind es geistvolle Darstellungen, auch Erläuterungen bedeutender Erscheinungen und Fragen des Lebens. Wir wissen nicht, was wir in diesen Briefen mehr bewundern sollen: die hohe geistige Klarheit des Verstandes, mit welcher die schwierigsten Fragen behandelt werden, die liebenswürdige, ebenso edle wie freiwillig an sich herausgegebene, zuweilen sogar naive Theilnahme oder, um auch das zu erwähnen, die vortreffliche Form, in welcher diese Briefe geschrieben sind.

Wir empfehlen sie hiermit Jedermann als eine geistvolle Lectüre — vielleicht erwecken die nachstehend angegebenen Auszüge aus den Briefen bei diesem und jenem unserer Leser das Verlangen, sie ganz zu besitzen und kennen zu lernen. Hier folgen die Auszüge.

Aus dem zweiten Briefe des ersten Bandes:

— Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wiedersehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst

eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdieß eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend.

Aus dem sechsten Briefe:

— Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu haben, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat Jemand je sich selbst so unpartheiisch beurtheilt, und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und richtig erkannt, was an den Lobsprüchen Anderer abzuschneiden und an dem, worüber sie schweigen, zu tadeln war. Und einem gewissen

Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln, tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand.

Aus dem achten Briefe:

— Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wie-

der der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, ins Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben so lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von blos reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgiltig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und

wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist, und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen identische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußern Umrissen zu Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tiefern Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in tausend-

fältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden sich nur bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter.

Aus dem neunten Briefe:

— Sie wundern sich, daß eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sich darum und auf diese Weise nur besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabe. Ich habe zuerst damit angefangen, mich

selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht den Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. — Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, blos weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdieß das Gemüth milder, weicher, und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger.

— Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur

dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksal macht.

Aus dem zehnten Briefe:

— Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher, als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas Anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß seiner selbst und Anderer führt. Allein wenn jene innern Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedroht; da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

— Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht sie

ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worin Frauen leichter verfallen als Männer. Auch giebt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft, und das ist das Haupterforderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen, und ein bleibendes unwandelbares Interesse einzuflößen.

— Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten.

Aus dem neunzehnten Briefe:

— Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, sowie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre es sicher ein Mangel

oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich dazustehen.

— Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

— Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt.

— Trost wüßte ich bei einem Andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dies mag indeß bei Frauen billig

anders sein. Wenn es bei einem Mann anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug sein.

Aus dem zwanzigsten Briefe:

— Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glückes als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als Etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Werth und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen anderen Dingen glücklich gewesen, die ein Anderer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in Allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privatangelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen an-

zusehen, und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden wie ein Anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbständigkeit, von der ich erst sprach, giebt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Briefe von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese

Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren, und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnißlosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren, und auf der anderen Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in Andern tadle. Jeder hat und muß seine eigene Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüber zu ziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig.

Aus dem fünfunddreißigsten Briefe:

— Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so Manches, das man gethan und erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unglücksfälle begegnen

können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein mnß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur einen fröhlichen Tag dem anderen beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so giebt es allerdings nichts Trostloseres, als

an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußern Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh.

Aus dem achtunddreißigsten Briefe:

— Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistentheils vor den Männern voraus haben, welchen sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbar-

keit. Wie die Seele mehr, öfterer, tieferer und abgeschiedener in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie näher. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Aus dem einundvierzigsten Briefe:

— Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heirathen im Ganzen nicht gut sind. Sie führen meistentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueber-

strömen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen inneren Bedingungen ist da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbständigkeit ihres Wesens hingiebt, und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

— Freundschaft und Liebe theilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und, indem sie jeder seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften sich wechselnd und vorübergehend an, und

erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer und unter allen Umständen in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größte Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst und verwandelt alles in ihrem unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in späteren Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt.

Aus dem einundsechzigsten Briefe:

— Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es nicht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistentheils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich, früher zwei Frauen gekannt zu haben, die, mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen schwer wurde, ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht in's Mindeste an Interesse eingebüßt hatten.

Aus dem zweiundsechzigsten Briefe:

— Es ist ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja selbst gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in sich tadeln kann, die aber doch bei einem

solchen Schritte nicht leitende sein sollten. In mir und nach meiner Weise kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer solchen Verbindung zu fassen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige sei, mit der ich ein solches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, selbst auf eine recht gute und verträgliche Weise mit gegenseitiger Achtung und Freundschaft geschlossen, aber ohne das tiefe und das ganze Wesen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen gewesen, sie auf eine solche Weise zu schließen. Es ist zwar wahr, daß die so, wie ich es da von mir sage, geschlossenen Ehen die einzigen sind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe in gleichem Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umstände herbeiführen, dieselben bleiben. Es ist indeß doch recht gut, daß diese Art die Sache anzusehen, nicht die allgemeine ist, da sonst wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen so viele Ehen,

die anfangs recht gleichgültig geschlossen werden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt.

Aus dem sechsten Briefe des zweiten Bandes:

— Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach sich zieht, ist zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden, so daß ihm wohl eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigstens eine hinreichende, um die Erscheinung zu einer Volkserfahrung in Masse zu machen. Eine genaue Untersuchung hält die Sache schwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben so oft einzeln. Durch ein sehr und tief das Gemüth ergreifendes Schicksal wird nur die Aufmerksamkeit mehr auf ähnliche Ereignisse gespannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Gesellung gleicher und gleicher Schicksale in der Natur und der Natur der Sache gegründet, so müßte eine geheime Verbindung zwischen der innern menschlichen Gemüthsstimmung und dem äußern menschlichen Geschicke bestehen und obwalten, eine schmerzliche Stimmung ein schmerzliches Geschick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. Insofern ein weltlicher, menschlich zu begreifender, wenn auch in allen seinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zusammenhang zwischen jenem Innern

und Aeußern möglich ist, glaube ich vollkommen daran, daß so eins das andere herbeiführt. Allein wo das, nach menschlicher Art zu reden, nicht einzusehen ist, da zweifle ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft des einmal Empfundenen dauernd festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein

und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

(Der Herausgeber hält es in Bezug auf diese Briefstelle anzuführen nöthig, daß dieselbe kurze Zeit nach dem Tode der Frau von Humboldt geschrieben wurde.)

Aus dem dreißigsten Briefe:

— Das Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem Andern hat, theilt sich demjenigen, was er sagt, mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Es freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung grade das

zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs=, Empfindungs= und Handlungsweise zu versetzen, und was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freien anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht blos verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurückkommt, wo sich alle Indivi=

dualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Contraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner inneren Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelnheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnet oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht wahr sein zu können.

Aus dem fünfunddreißigsten Briefe:

— Die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schönen Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinübergehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, insofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in höheren Jahren über vierzig oder fünfundvierzig geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln,

man läßt gern Jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen, die es mitbringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. — — — — — —

Schluß.

Wir haben in den vorstehenden Blättern versucht, eine ungeschmückte, einfache Darstellung von Wilhelm von Humboldts Leben zu geben.

Wilhelm v. Humboldt, ebenso ausgezeichnet als Politiker und Staatsmann, wie als Schriftsteller und Kenner der höchsten Wissenschaften, gehörte zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, sein Name darf unter die glänzendsten gerechnet werden, welche in der Geschichte seines Vaterlandes Preußen mehr als in der Geschichte irgend eines andern Volks zu finden sind. Der schärfste Verstand, eine unbegrenzte Uebersicht aller, selbst der schwierigsten Verhältnisse, eine Kenntniß der Wissenschaft aller Zeiten, eine wahrhaft klassische Bildung verbanden sich bei ihm mit eben so großer Herzensgüte wie persönlicher Liebenswürdigkeit. Er wird von seinen Zeitgenossen der „geistreichste" Mann genannt — er war mehr als das, er war für die äußersten Kreise des Lebens einer der bedeutendsten, und für die innern Kreise einer der besten Männer. Mag man die Geschichte der Politik, die Geschichte der Literatur oder die Geschichte der socialen Verhältnisse seiner Zeit

schreiben — immer und überall wird er einen hohen, bedeutenden Platz einzunehmen haben. Diese Erkenntniß ist schon jetzt eine tief begründete — wir wünschen, daß sie die allgemeinste werde.

Schnellpressendruck von Th. Fischer's Buchdruckerei in Cassel.

Inhalt.